

Wilhelm Reckleben, Lebenserinnerungen 1862-1946

S. 114 - 122

Am 17. October 1881 wurde ich Landwirt. Die Versetzung nach Prima, auf die ich stark gerechnet hatte, war missglückt, also machte ich einen kurzen Strich durch die ganze Rechnung und wählte den Beruf des Landwirts, zu dem ich mich allerdings schon früher halb und halb entschlossen hatte. Das war ja auch von jeher der Wunsch meines Vaters gewesen.

Ich will hier keine große wissenschaftliche Abhandlung über meine ganze landwirtschaftliche Tätigkeit schreiben, sondern nur einen Überblick auf das halbe Jahrhundert geben, in dem ich in der Landwirtschaft tätig gewesen bin. Denn viel hat sich in den 50 Jahren geändert, und es wird vielleicht manchen interessieren, wenn er die jetzige Zeit mit der damaligen vergleicht. Allerdings beziehen sich meine Bemerkungen nur auf die Provinz Sachsen.

Im Jahre 1881 war die Hauptsache der Rübenbau. In den 40er und 50er Jahren wurden die Zuckerfabriken gebaut; fast in jedem größeren Dorf in der Börde stand damals eine Zuckerfabrik. Actien-Zuckerfabriken gab es anfangs nur wenige. Meistens hatten sich mehrere größere Besitzer zusammen getan, hatten eine Fabrik gebaut und von den kleineren Besitzern soviel Acker zusammen gepachtet, dass sie genügend Rüben bauen konnten, um den Betrieb einer Fabrik in Gang zu halten. In späteren Jahren nahmen diese kleineren Besitzer meistens ihre Äcker aus der Pacht zurück und beteiligten sich selbst an Actien-Zuckerfabriken. oder wenn sie wussten, dass die Fabrikbesitzer größten Teils auf Pachtacker angewiesen waren, verlangten sie einen solch hohen Pachtpreis, den Niemand zahlen konnte. Bis zum Jahre 1890 bewegten sich die Pachtpreise immer noch zwischen 30 bis 50 Mark je Morgen; an und für sich kein sehr hoher Preis, aber man muss bedenken, dass die meisten Äcker sich in ziemlich weiter Entfernung befanden, sodass deren Bewirtschaftung mit größeren Schwierigkeiten verknüpft war.

Im Jahre 1884 kam der längst prophezeite Zuckerkrach, der Preis für Zucker sank plötzlich von Mark 15 auf Mark 10. Die Folge davon war, dass die kleineren Fabriken alle nach und nach still gelegt wurden und nur die größeren bestehen blieben. Während die kleineren Fabriken früher täglich nur ca. 1.500 Ztr. Rüben verarbeiteten, erhöhten die größeren die tägliche Verarbeitung auf 20.000 und darüber. Die „Campagne“ der kleineren Fabriken dauerte gewöhnlich von Mitte September bis Ende Februar, und jetzt beginnen die meisten Fabriken erst anfangs October und sind um Weihnachten herum mit der Verarbeitung fertig. Während in den ersten Jahren der Zucker-Fabrikation hydraulische Pressen zum Auspressen des Rübensaftes verwendet wurden, kam in den 80er Jahren die Diffusion auf, die es ermöglichte, größere Rübenmengen zu verarbeiten. Ich erinnere mich aus meiner frühesten Jugend, dass die Rüben, die jetzt mittelst Schwemme zur Waschmaschine befördert werden, in großen Körben zu derselben hinauf getragen wurden, und jede ging nachher einzeln durch die Hände von Arbeiterinnen, die am „Karussell“ standen und die grünen Köpfe usw. abschnitten.

In meinem Heimatdorf Langenweddingen bewirtschafteten wir ca. 3.000 Morgen Acker (zu 2/3 Pachtacker); von diesen wurden ungefähr 1.000 Morgen mit Rüben bestellt. Die Folge war, wie auch in anderen Rübenwirtschaften, dass auf den meisten Äckern infolge des starken Rübenbaues sich die Rübenmüdigkeit bemerkbar machte, gegen die man dann mit Fangpflanzen oder Anwendung von großen Mengen Kainit mit wechselndem Erfolg zu Felde zog. Die kleineren Fabriken waren zu dem forcierten Rübenanbau gezwungen, um genügend Rüben zu bekommen, da ihnen immer weniger Rübenacker zur Verfügung stand. Ein Teil der Rüben wurde auch aus anderen Gegenden bezogen, in denen es keine Fabriken gab. Als die kleineren Fabriken still gelegt waren, wurden auch weniger Rüben gebaut, und man baute dieselben nur auf den sicheren Schlägen, auf denen sich keine Nematoden bemerkbar machten. Durch den Rübenbau selbst ist erst der Acker in die richtige Kultur gekommen. Durch die Kontingentierung im Jahre 1931 wurde dann der Rübenbau noch mehr eingeschränkt.

Bei der langen Dauer der „Campagne“ mussten sehr viel Rüben eingemietet werden, teils in Sommermieten über der Erde und teils in Wintermieten in der Erde. Bei starkem Frostwetter war das Abräumen der Mieten meist eine sehr mühselige Arbeit.

In der Börde wurden auch sehr viele Cichorien angebaut. Cichoriendarren gab es fast in allen größeren Orten mehrere. Damit ist es nun auch vorbei; Cichorien-Kaffee wird jetzt weniger getrunken, und außerdem bekommen wir dank der miserablen Handelsverträge sehr viel Cichorien aus Belgien herein, sodass der Anbau der Cichorien sich nicht mehr lohnt.

Wie vorher schon angedeutet, ist erst durch den Rübenbau Kultur in den Acker gekommen. Von der Dreifelderwirtschaft war man allmählich zum Anbau von Zuckerrüben übergegangen, und durch den vermehrten Anbau von Hackfrüchten (Rüben, Cichorien, Kartoffeln) wurde der Acker von Unkraut rein. In Pommern und Mecklenburg, wo ich Mitte der 90er Jahre herum reiste, hatte man vielfach noch die feste Fruchtfolge. In manchen Pachtverträgen war sogar die Fruchtfolge vorgeschrieben. Dort wurde auch noch viel mit Brache gewirtschaftet. Manche Wirtschaften bestellten damals nie vor dem 1. Mai, vorher wurde der Acker öfter gepflügt und geeegt, um dadurch das auflaufende Unkraut zu zerstören.

Die Bestellung hat sich im allgemeinen nicht viel geändert, nur legte man früher mehr Gewicht auf Festwalzen des Ackers, da man der Meinung war, dass durch das Walzen der Acker fester würde und dadurch die Feuchtigkeit mehr gehalten würde. Also gerade das Gegenteil von dem, was man jetzt als richtig erkannt hat.

Mit dem Hacken wurden sehr viele Leute beschäftigt; sämtliches Getreide (außer Roggen) wurde mindestens einmal gehackt und die Rüben natürlich mehrere Male, denn Unkraut (Hederich) durfte sich nicht zeigen.

Bei der Getreideernte wurde in meiner Heimat noch viel Korn durch Frauen mit der Sichel geschnitten. Die alten „Ableger“ wurden weniger angewendet, und die Binder kamen erst in den 80er Jahren auf. Heutzutage hat bekanntlich fast jeder kleinere Besitzer einen Binder. In früheren Jahren wurde sämtliches Getreide hinter der Sense abgerafft und blieb längere Zeit in „Fröschen“ liegen, dann wurde es mit Strohseilen gebunden, die im Frühjahr und Sommer durch Frauen gewöhnlich in Akkord hergestellt wurden. Man baute daher in allen Wirtschaften etwas Roggen, der dann im Winter mit dem Flegel ausgedroschen wurde, damit man Langstroh zu Strohseilen hatte.

Zum Pflügen wurden in den Wirtschaften in der Börde meistens nur Wanzlebener Pflüge verwendet, die auch zum Schälen der Getreidestoppeln benutzt wurden, indem man sie ganz flach stellte. Anfangs der 80er Jahre tauchten dann die Dreischare auf, die bald in allen größeren und kleineren Betrieben eingeführt wurden und jetzt wohl überall durch Zweischare ersetzt worden sind. Rübenstoppeln wurden meistens nicht gepflügt, sondern nur mit dem Krümmer bearbeitet. Die Vorschare an den Pflügen sind auch erst eine Erfindung gegen Ende des Jahrhunderts gewesen. Beim Dung unterpflügen ging hinter jedem Pflug eine Arbeiterin zum Einharken des Mistes, die sich aber mehr mit dem Pflüger unterhielt und nebenbei nur etwas einharken betrieb. Die Vorschare wurden erst mit großem Misstrauen betrachtet. „Dat geit nich“ hörte man häufig, wie bei allen Neuerungen. Zum Acker abschleppen wurden die Eggen benutzt, die auf den Rücken gelegt wurden. Rüben wurden in manchen Wirtschaften vor dem Aufgehen geeegt, während man zum Aufeggen des Getreides sich erst im Laufe des letzten Jahrzehnts entschloss. In früheren hätte man dieses nicht gewagt, es standen ja auch Leute genug zum Hacken zur Verfügung, denn in den großen Fabrikwirtschaften beschäftigte man so viele Leute, dass man nachher beim Beginn der Zuckerfabrik-Campagne einen Teil an die Fabrik abgeben konnte, ohne dass dadurch der Betrieb in der Landwirtschaft an Leutemangel litt.

Kartoffeln wurden nur mit dem Spaten nach dem Markör gepflanzt. Die Pflanzloch- und Zudeckmaschinen tauchten erst gegen Ende des Jahrhunderts auf. In der Börde wurden verhältnismäßig wenig Kartoffeln gebaut, diese wurden nachher im Tagelohn mit dem Spaten gerodet. Die Kartoffel-Erntemaschinen, von denen man immer wieder neue und mannigfaltige

erfand, haben sich bis jetzt noch nicht recht bewährt. Ich hatte öfter Gelegenheit die verschiedensten Maschinen bei den Erntearbeiten zu sehen und bin zu der Ansicht gekommen, dass sie gut arbeiten, wenn die Kartoffeln groß und das Kartoffelkraut klein ist; ist dagegen das Kraut groß verstopft sich die Maschine leicht, und sind die Kartoffeln zu klein, werden diese größtenteils untergewühlt. Vor 50 Jahren wurden die Kartoffeln noch nach dem Wispel verkauft, ein Wispel Kartoffeln = 24 Ztr., also so viele Taler der Wispel kostete, so viel „gute Groschen“ kostete der Zentner.

Was die Haltung des Rindviehs anbelangt und die Aufzucht von Jungvieh, so möchte ich hier bemerken, dass man in den größeren Wirtschaften und in all denen, wo intensiv bei starkem Rübenbau gewirtschaftet wurde, keine Aufzucht und Viehzucht getrieben wurde. Man kaufte hochragende oder frisch melkende Kühe, die man später, wenn sie abgemolken und ziemlich fett waren, an den Fleischer abgab. Die Aufzucht war schon aus dem Grund ausgeschlossen, dass man keine Koppeln hatte, die für das heranwachsende Jungvieh nun einmal unbedingt nötig sind. Man merkte aber doch bald im Laufe der Jahre, dass durch den steten Ankauf von teuren Kühen und den niedrigen Schlachtvieh Preisen kein Gewinn zu erzielen sei, und da man einmal Rindvieh zur Düngerproduktion halten musste, verlegte man sich vielfach auf die Viehzucht, und zog die eigenen Kälber heran, um den Bedarf für den Kuhstall aus eigener Zucht zu decken. In den 90er Jahren wurde noch viel Zuchtvieh aus Ostfriesland bezogen, um den Viehbestand der eigenen Wirtschaft zu verbessern.

Pferdezucht wurde in den nördlichen Teilen der Provinz, in der Altmark usw., schon länger betrieben. Man befolgte aber keine bestimmte Zuchtrichtung, alle Stuten, die einem Pferd ähnlich sahen, wurden meist zum Hengst gebracht. Dann führte man die Shires ein, man war der Ansicht, dass sich diese Rasse für die großen Rübenwirtschaften eignen würde, und dass die nördlichen Teile der Provinz mit ihren leichten Böden und großen Koppeln den Bedarf an Zugpferden decken sollten. Man ist aber bald wieder von dieser Sorte Pferde abgekommen; die Shires waren nicht beliebt schon wegen der langen Haare an den Fesseln. Auf schwerem Boden und namentlich im nassen Herbst waren die Beine nicht trocken zu kriegen. Man entschloss sich daher bald zu dem rheinisch-belgischen Schläge und wird wohl auch in der Provinz dabei bleiben, da sie sich am besten bewährt hat, und man auch allmählich mehr von den leichteren Schlägen zu den schwereren übergegangen ist.

Pferdezucht wurde in den größeren Bördedörfern nicht betrieben. Koppeln gab es nicht, und man behauptete, dass tragende Stuten sich für den Transport der schweren Rübenwagen nicht eignen. Diese Ansichten haben sich inzwischen sehr geändert. Jetzt betreiben sehr viele größere Wirtschaften nebenbei auch Pferdezucht und brauchen dadurch nicht mehr das viele Geld ins Ausland schicken. Der Preis für ein schweres Ackerpferd (Percheron) war damals gewöhnlich ca. 90 Louis d'or, (1 L. = 5 ½ Taler).

Die Zugochsen sind auch im Laufe der Jahrzehnte aus den größeren Betrieben verschwunden. Früher drängten sich die Söhne der Arbeiter, sobald sie die Schule verlassen hatten, zu den Ochsespannen; in späteren Jahren aber strebten sie nach den Städten, um dort bei leichterer Arbeit und kürzerer Arbeitszeit ihr Brot zu verdienen. Die Arbeitszeit auf dem Lande dauerte ja auch stets von morgens um 5 Uhr bis abends um 6 oder 7 Uhr. Pferdeknechte oder Geschirrführer, wie man sie jetzt nennt, mussten stets 1 ½ Stunden früher da sein und abends auch noch die Pferde abfüttern. Die Zugochsen, die immer aus Bayern bezogen wurden, stiegen außerdem immer mehr im Preise, und nach dem Kriege wurden in vielen Wirtschaften die Maultiere eingeführt, die von den Amerikanern herüber gebracht waren und nun in Europa billig abgegeben wurden. Diese sind ja auch sehr dauerhaft und anspruchslos; man musste sich allerdings erst an den Anblick dieser Tiere gewöhnen.

Weiter wurden die Ochsen durch Motorpflüge ersetzt, fast jeder größere Betrieb besitzt heutzutage solch eine Maschine, die nicht nur zum Stoppeln, zum Pflügen von Saarfurchen und Eggen benutzt wird, sondern auch vor einem größeren Binder während der Ernte benutzt wird.

Schafzucht wurde nur in einigen Wirtschaften der Provinz getrieben. Die meisten größeren Besitzer kauften im Sommer große Posten Hammel, die von verschiedenen Händlern geliefert wurden, die dieselben in Mecklenburg und Pommern aufkauften. Die Hammel wurden im Sommer auf den Wegen gehütet und im Herbst auf den Rübenfeldern; nachher wurden sie aufgestellt und fett abgegeben. Die Schafhaltung hat während den 50 Jahren sehr nachgelassen. Während früher viel nach England und Frankreich exportiert wurde, mussten sie nachher im Lande konsumiert werden, was natürlich die Preise sehr drückte. Außerdem ist der Preis für die Wolle auch nicht gestiegen, so dass man sich aus der Schafhaltung keinen Gewinn mehr heraus rechnen konnte. Von der Schafzucht möchte ich noch erwähnen, dass früher die Geburten von Zwillingen verpönt war, da man der Ansicht war, dass ein Schaf nur ein Lamm säugen könne. (Der kleinere Zwilling wurde meistens beseitigt). Die Ansichten haben sich inzwischen geändert, jetzt bezieht man die Schafböcke am liebsten aus Zuchten, wo nachweislich die meisten Zwillinge geboren werden.

Die Landwirtschaft wird sich immer mehr vervollkommen; denn die Landwirte sind gezwungen, mit dem Pfennig zu rechnen und die Arbeit so billig wie nur irgend möglich zu gestalten. Ein Schema „F“, wonach man wirtschaften könnte, gibt es nicht. Was für die eine Wirtschaft passt, passt nicht für die andere, und was in dem einen Jahr richtig war, ist im nächsten vielleicht ganz verkehrt.

Ob sich die amerikanische Erntemethode bei und einbürgern wird, ist noch fraglich. Dazu ist wohl das Klima bei uns zu unbeständig. Jede Neuerung überhaupt, jede neue Maschine und jede neue Methode wird von den meisten Besitzern und von den Arbeitern zuerst mit einem gewissen Misstrauen betrachtet, denn gerade die Landwirte sind stockkonservativ und halten meist zäh am althergebrachten fest.

Auf meiner Reise durch Mecklenburg, Brandenburg und Pommern hörte ich oft: Auf dem Gut dort sitzt ein „Sachse“. So nennt man alle Landwirte, die aus der Provinz Sachsen, Braunschweig oder dem Hannöverschen kamen und dort neue Methoden, neue Wirtschaftsweisen, eingeführt hatten, die von den „Eingeborenen“ anfangs vielfach mit Kopfschütteln betrachtet, dann aber doch nach und nach auch eingeführt wurden. Mancher „Sachse“ hat allerdings geglaubt, dass das, was in seiner alten Heimat das Richtige war, nun auf jedem anderen Boden auch anzuwenden sei, und da hat mancher eine gehörige Ohrfeige bekommen. Da hat sich oft ein alter Satz bewahrheitet: Im ersten Jahr sieh dich um, im zweiten Jahr dreh dich um und im dritten Jahr ändere um.

Möchte doch für die Landwirtschaft bald wieder bessere Zeiten kommen, als sie augenblicklich sind, damit der Landwirt, der fest an seiner Scholle hängt und mit ihr fest verwachsen ist, weiter bestehen kann und sie in gutem Zustand seinen Nachkommen vererben kann. In den trüben Caprivischen Zeiten, als es bei den sinkenden Preisen der Landwirtschaft schlecht ging, hatten die Feinde der Landwirtschaft den üblen Satz geprägt: Lerne klagen ohne zu leiden. Diese missgünstigen Leute konnten und wollten eben nicht einsehen, wie hart die Landwirte damals um ihre Existenz zu kämpfen hatten. Im Vergleich zu der jetzigen Zeit ging es den Landwirten noch verhältnismäßig gut, denn sie hatten, trotzdem sie jedes Jahr mit Minus arbeiteten, doch noch gespartes Geld in Reserve, mit dessen Hilfe sie sich über Wasser halten konnten. Aber heute? Da hat die Inflation alles verschlungen.

Seite 172 - 210.

Achtung, Achtung, hier ist

die alte Firma: Gebrüder Reckleben in Langenweddingen. Dieselbe wurde gegründet im Jahre 1857 von den Brüdern Franz, Wilhelm, August und Albert Reckleben. Die 1846 erbaute Stärke- & Syrupfabrik wurde 1857 aufgegeben und am 5.3.1857 wurde der Grundstein zum neuen Fabrikgebäude gelegt.

Im ersten Jahr wurden täglich 900 Ztr. Rüben verarbeitet. Schluss der Campagne anfangs Februar mit 86.000 Ztr. Verarbeitung.

Im Februar 1858 trat August Reckleben seinen Anteil an Gustav Köhne ab, der aber am 4.6.1867 nach Domersleben übersiedelte.

Im Frühjahr 1872 wurde die Firma A. Reckleben & Co. in Bahrendorf gegründet, Teilhaber waren: Franz, Wilhelm, Albert Reckleben, Gebrüder Schäper in Sülldorf und A. Dietrich in Schwaneberg.

Am 1. März 1884 wurde die Wirtschaft in Westeregeln von der Firma gekauft. Dadurch wurde die Fabrik wieder lebensfähig erhalten. In Langenweddingen hatte mein Vater 322 Morgen und die Firma 395 Morgen Acker und zum Betrieb der Zuckerfabrik war sie auf Pachtacker angewiesen. 1870 wurde die Actienzuckerfabrik in Langenweddingen gebaut, wodurch der Firma viel Acker entzogen wurde. Bei den hohen Pachtpreisen und den sinkenden Preisen für Zucker und der anderen landwirtschaftlichen Produkte war nicht mehr viel zu verdienen.

Im Jahre 1895 wurde die Firma aufgelöst; Richard Reckleben übernahm die Wirtschaft in Langenweddingen und mein Bruder Max Westeregeln, wo er schon seit 1882 gewirtschaftet hatte, und ich wurde mit einem geringen Betrag abgefunden.

Achtung, Achtung, hier ist weiter nichts als einiges aus dem Leben eines alten Mannes.

Meine Kinder und Kindeskinde haben mich zuweilen nach meinem früheren Leben gefragt. Ich habe mich nun dazu entschlossen, einiges aufzuschreiben, damit sie wissen, wo ihr Vater bzw. Großvater gelebt und was er getrieben hat. Aus der Literaturgeschichte in der Schule erinnere ich mich noch, dass, als Goethe sein „Wahrheit und Dichtung“ heraus gegeben hatte, man etwas enttäuscht war; man hatte die richtige Beschreibung seines ganzen Lebens erwartet und nicht, wie er es in seinem Greisenalter betrachtete. So wird man in meiner Lebensbeschreibung vielleicht auch manches übertrieben finden und manche Wichtigkeiten vermissen.

Geboren bin ich in Langenweddingen, in dem Bördedorf und zwar, ich nenne es immer einen Treppenwitz der Weltgeschichte, an einem Sonntag. Denn das Glück, was einem Sonntagskind beschieden sein soll, ist mir nicht zuteil geworden. Geboren bin ich noch im alten Haus in der Langen Strasse, in das mein Großvater seiner Zeit hinein geheiratet hatte. Bald darauf zogen wir in das Wohnhaus an der Chaussee. Der ganze alte Hof nebst dem dazu gehörigen Garten wurde mit Leutewohnungen bebaut.

Meine Kindheit. Die älteste Erinnerung aus meiner Kindheit ist das Jahr 1866, als unser Kutscher sich von uns verabschiedete, da er in den Krieg musste. Unsere Großmutter, die 1860 starb, wohnte an der Chaussee mit Tante Emilie zusammen. Bruder Hans und ich mussten ihr oft die Zeitung bringen, was wir sehr gern taten, denn diese schwere Arbeit wurde immer mit einer Süßigkeit belohnt. Mein Bruder Hans war 1 ¼ Jahr jünger wie ich, aber größer und kräftiger, er hieß immer der Dicke und ich der Dünne.

Ich war immer etwas zurück geblieben, ich glaube, ich war ein Sieben-Monatskind, was mich aber später nicht hinderte, meine kräftigen Geschwister zu überleben. Ein kleines Erlebnis der frühesten Kindheit will ich noch erwähnen. Dortchen war unser altes Kindermädchen, die uns alle während der Kindheit betreut hatte; sie war mit uns einmal ins Dorf zu einfachen Leuten gegangen. Die Tür des Zimmers besaß als Verschluss außen nur einen einfachen Überwurf, der von innen durch einen Bindfaden geöffnet werden konnte. Trotz meiner geringen Kennt-

nisse sagte ich mir; wenn jemand von außen den Bindfaden fortzieht, sind wir für ewig gefangen. Dass ich da ergiebig geheult habe, weiß ich heute noch.

Unser erster Gespieler war der Sohn unseres Kutschers in meinem Alter. Auch mit den Nachbarkindern, die etwas jünger waren als wir, spielten wir und lernten von ihnen allerlei Ungezogenheiten.

Unser ältester Bruder Max, unsere beiden Schwestern und Theodor Vorbrodt, der Sohn des Kantors, wurden durch einen Hauslehrer, Herrn Lüttich, unterrichtet. Der musste aber erst durch meine Mutter an Pünktlichkeit gewöhnt werden. „Wenn die Kinder morgens fertig sind, schicken sie sie nur rauf“, und wenn sie rauf kamen, lag er noch im Bett! Bruder Hans und ich gaben da auch zuweilen Gastrollen.

Zur Zeit der Herbstmesse fuhren wir oft nach Magdeburg, wir Kleinen gingen des Nachmittags in das Affentheater, wo allerlei Viecher ihre Künste zeigten.

Ich war immer sehr traurig gestimmt durch den letzten Akt der Vorführungen, wenn die Hunde immer über Feuer sprangen usw.; ich war der Meinung, dass sie das mit ihrem Leben bezahlen mussten.

1870 & 1871. Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, waren wir als mutige Civilisten als Kinder davon voll überzeugt, dass die Franzosen Wichse bekommen würden. Wir spielten nur Soldaten, bei gutem Wetter draußen, sonst in der Stube mit Zinnsoldaten. Nach der Kapitulation von Sedan hieß es eines Sonntags, dass Napoleon mit der Bahn durchkäme, und die ganze Jugend eilte zum Bahnhof, um ihn zu sehen. Der Zug war voll von gefangenen Franzosen, und als alle Kinder riefen: Napoleon? zeigte ein Gefangener auf sich und sagte: Ich, Napoleon. Und alle zogen befriedigt wieder heim mit dem Bewusstsein, den gefangenen Kaiser gesehen zu haben.

Sehr schmerzlich habe ich es damals empfunden, dass ich die schönen patriotischen Lieder, welche die anderen Schulkinder sangen, nicht alle kannte. Als ich später in Magdeburg ein Liederbuch für den Gesang-Unterricht besaß, war mein Erstes, dass ich die Lieder: Ich bin ein Preuße, Heil Dir im Siegerkranz und die Wacht am Rhein auswendig lernte.

Die Schulzeit.

Als ich sechs Jahr alt war, kam mein Bruder Max nach Burg auf das Gymnasium; und wir andern vier erhielten Unterricht bei Fräulein Rabe, einer Gouvernante, wie man damals diese Erzieherinnen nannte. Drei Jahre wurden wir von ihr in die Wissenschaft eingeführt. Das Lernen wurde mir anfangs nicht schwer, da ich ja meinem Bruder Hans an Alter voraus war und schneller alles capierte. Ostern 1872 kamen unsere Schwestern nach Magdeburg auf die Höhere Töchterschule und wir beide bekamen einen Hauslehrer, den cand. phil. Hoffmann, der uns das Latein usw. beibrachte. Er war ziemlich streng und sparte nicht mit allerlei Strafen.

Wir fürchteten ihn mehr als wir ihn liebten. Und doch habe ich ihn später öfter besucht und ihn eingeladen, gleichsam, als ob ich dadurch alles wieder gut machen wollte, was ich gegen alle meine Lehrer früher gesündigt hatte. Mein Neffe August Dietrich hatte einen Hauslehrer. Als wir eines Tages zusammen saßen, kam August heran und drückte ihm einen Kuss auf die Stirn. Na, August, was haste denn? Ja, sonst sagen Sie morgen wieder zu mir: Nun, gestern hast Du Dich wieder gar nicht um mich gekümmert. So etwas hätten mein Bruder und ich niemals mit unserem Hauslehrer fertig gebracht.

Aus unserer Kindheit möchte ich noch erwähnen, dass wir einen Inspektor Freiberg hatten, der den Feldzug 1870/71 mitgemacht hatte. Und als wir eines Tages mit Helm und Säbel bei ihm erschienen, ließ er uns öfter exerzieren und schenkte uns dazu Lanzen. Und jeden Sonntag traten wir bei ihm an. Als meine Schwestern in Pension kamen, habe ich sie immer sehr schmerzlich vermisst; wir hatten ja immer so schön zusammen gespielt, auch mit den Puppen. Erst als ein Verwalter zu mir sagte, dass sich so etwas für einen Jungen nicht schickt, habe ich es gelassen. Man sollte den Kindern das Spielen überhaupt nicht verleiden. Kinder können nicht den ganzen Tag hinter den Büchern sitzen und wenn man ihnen das Spielen verbietet, kommen sie auf dumme Streiche. Unser Hauslehrer war geradezu entsetzt, als er uns einmal

als zehn- oder elfjährige Jungens auf einem Sandhaufen spielen sah! Und wir haben es später, als wir älter waren, noch oft getan. Jedenfalls war das eine bessere Erholung, als wenn man, wie es so mancher Junge tat, sich eine Zigarre ansteckte und hinter den Mädels herlief.

Das Friedensfest von 1871 ist mir noch in lebhafter Erinnerung, als die ganze Dorfjugend mit kleinen Fahnen mit Musik durch das ganze Dorf zog.

Als Jugendgespielen kamen noch die Vettern Max Köhne in Domersleben und Willy Teubener in Benneckenbeck, später Hof Schwiechelt bei Peine in Betracht.

Im Jahr 1872 wurde das Rittergut Bahrendorf gekauft und zwar von den drei Gebrüdern Reckleben, von Fritz und Adolf Schäper in Sülldorf und August Dietrich in Schwaneberg. Albert Reckleben zog dann aus Langenweddingen nach Bahrendorf, um die Wirtschaft dort zu leiten. Vetter Ernst und seine Schwester Else, mit denen wir stets viel zusammen waren, gingen uns als Gespiele verloren. Es blieb uns noch unsere Base Mariechen. Ich nannte sie immer die Renommier-Tochter von Onkel Franz; sie war nämlich nur ein Vierteljahr älter als ich, aber mindestens einen Kopf größer als ich.

Magdeburg.

Michaelis 1874 kamen Bruder Hans und ich auf das Gymnasium, denn wir waren reif für Quinta. In die Pension kamen wir bei einem älteren Fräulein Woythe, die mit ihrer Schwester, einer Klavierlehrerin, zusammen hauste. Theodor Vorbrod, der mit Bruder Max zusammen unterrichtet war, befand sich auch dort und beaufsichtigte unsere Schularbeiten. Außer ihm befanden sich noch drei ältere und zwei jüngere in unserem Alter in derselben Pension. Sieben Jahre waren wir bei diesen alten Damen, bis ich von der Schule abging und mein Bruder, der das Examen machen wollte, bei einem Lehrer untergebracht wurde.

Ein Bekannter machte einmal die sehr treffende Bemerkung, dass, wenn Jungens bei einem Fräulein in Pension gegeben würden, es dasselbe sei, als wenn eine Glucke Enten ausbrütet. Sobald sie an ein Wasser kämen, gingen sie heidi. Wir waren stets acht bis neun Schüler und Bruder Hans und ich waren schließlich die Ältesten. Und unser Fräulein konnte es nicht begreifen, dass ältere Schüler auch andere Ansprüche stellen als kleine Quartaner. Die Verpflegung war immer gut und reichlich. Es gab natürlich immer einige, die nicht zufrieden waren und nörgelten, und das steckte leider an. Denn es ist der Fluch der bösen Tat, dass sich fortreizend Böses muss gebären. Ich habe später oft heimlich Abbitte getan wegen allerlei Ungezogenheiten, zu denen wir uns hinreißen ließen. Und dass wir in den Flegeljahren allerlei dumme Streiche vollführten, brauche ich eigentlich nicht zu erwähnen. Taschengeld erhielten wir wöchentlich 25 Pfennige, das später nach der Einsegnung auf 50 Pfennige erhöht wurde; das reichte dann in der Woche auf ein und sonntags für zwei Glas Bier.

Das Domgymnasium war ein uraltes Gebäude in der alten Domstrasse gelegen, einer engen Gasse, die auf der anderen Seite von der alten Stadtmauer begrenzt wurde. Die Schulzimmer lagen lang gestreckt und die Beleuchtung mehr als mangelhaft, namentlich des Morgens, so dass die Hälfte Schüler im Laufe der Zeit an Kurzsichtigkeit litten. Um zu seinem Platz zu gelangen, musste man über Tische und Bänke klettern; dadurch kam viel Schmutz auf die Schulbänke, was für die Anzüge gerade nicht von Vorteil war. Und unsere Mutter war sehr sparsam; wenn wir einen neuen Anzug bekamen, sollten wir ihn im ersten Jahr schonen und nur sonntags anziehen, und im nächsten Jahr waren wir dann rausgewachsen.

Anstatt sich nun gehörig auf die Hosen zu setzen und zu arbeiten, hatte man zu viel Ablenkung. Ich konnte mich für die alten Sprachen nicht begeistern, ich schwärmte mehr für die neueren, auch für englisch und italienisch, das ich mit einem Schulkameraden nebenbei betrieb. Leider hatte ich aber gar kein Sprachtalent, das dazu unbedingt nötig ist. Als Nebenbeschäftigung fing man zunächst an, Briefmarken zu sammeln und dann gepresste Blumen und Schmetterlinge. Unglücklicherweise hatte ein Mitpensionär ein Buch über Anlegen von Sammlungen. Anstatt sich nun auf einige wenige zu beschränken, wurde bei Ausflügen alles Mögliche in den Botanisiertrommel gesammelt und zu Hause aufgestapelt. Dass man durch diese Sammelwut viel von den Schularbeiten abgelenkt wurde, ist selbstverständlich. Aber

Theodor Vorbrodt, der als Primaner auch am Domgymnasium war, sorgte dafür, dass wir nicht ganz verbummelten. Mein Vater hatte ihn, den Lehrersohn, mit Pensionszahlung unterstützt und ihn dadurch verpflichtet, auf uns Faulpelze aufzupassen.

Die Schulkameraden waren sehr verschieden, zum Teil nette Kerls, zum Teil große Raubeine. Manche waren faul wie die Sünde, schafften es aber doch bis zum Abiturium. Bei der Versetzung gab es immer Prämien, aber nach meiner Meinung wurden nicht die Fleißigsten belohnt, sondern die Gutveranlagten, denen das Vorwärtskommen an der Schule keine Mühe machte. Ein Schüler wurde von der Quinta nach Tertia mit einer Prämie versetzt und blieb in Quarta als einer der letzten hängen. Und der, welcher als erster nach Quarta kam, blieb nachher sitzen, da er sich mit der Mathematik nicht befreunden konnte. Es heißt immer, die Schulzeit wäre die beste im Leben; das stimmt aber nicht, die Jugendzeit wohl, aber nicht die Schule, denn auch als Schüler hatte man seine großen Sorgen wegen eines schlechten Extemporale oder eines missglückten Aufsatzes.

In der Wahl meiner Jugendfreunde hätte ich etwas vorsichtiger sein sollen. Man schloss sich immer mit Vorliebe denen an, die durch Frechheit imponierten. Zwei von meinen Schulfreunden endeten durch Selbstmord, der eine noch während der Schulzeit und der andere später - andere sind einfach verschollen. Von meinen Schulkameraden starben nicht weniger als acht durch Freitod. Zu den dummen Streichen, die man in der Jugend begeht, wird immer als Entschuldigung angeführt, Jugend muss sich austoben. Und ein anderer Spruch lautet: Ein jeder Mensch hat seine Rüpeljahre, der wird kein ganzer Kerl, der nicht ein Rüpel war.

Michaelis 1875 feierte das Domgymnasium das Fest seines 200 jährigen Bestehens. Die Primaner führten die Antigone des Sophokles auf in griechischer Sprache, und ein Ausflug der ganzen Schule nach Thale am Harz schloss die ganze Feier. Nachmittags waren öfter Klassenausflüge auf ein benachbartes Dorf; da durfte dann auch geraucht werden; eigentlich ein Unfug, man rauchte ja nicht, weil es ein Genuss war, sondern weil man sich dadurch forsch vorkam. Was wir als Jungens zuweilen geraucht haben, davon schweigt des Sängers Höflichkeit. In Bahrendorf waren wir eines Nachmittags, saßen im Garten, spielten Skat, wovon wir bereits eine schwache Ahnung hatten, tranken Bier dazu und rauchten wie die Schloten, aber wie uns das bekommen ist, davon will ich schweigen. - Auf einem der Schulausflüge hielt ein Tertianer eine lateinische Rede, die absichtlich von allen Fehlern strotzte, was von allen anderen mit einem Indianergeheul quittiert wurde. Zum Schluss der Rede sagte er dann zum Lehrer: sollte sich in meiner Rede vielleicht ein grammatikalischer Fehler eingeschlichen haben, wie ich aus dem Beifall meiner Mitschüler schließen zu können glaube, so möchte ich Sie, verehrter Herr Doktor, bitten, dies bei der nächsten Versetzungskonferenz nicht zu erwähnen, sondern mit dem Mantel der christlichen Nächstenliebe zuzudecken.

Als Sekundaner machten wir einen zweitägigen Ausflug nach dem Brocken. Dieser Tag ist mir unvergesslich geblieben. Bei schönstem Wetter erfolgte der mühselige Aufstieg, und kaum waren wir oben, als ein heftiges Gewitter los brach, das einige Nachflügler noch feucht genießen konnten. Nach der gemeinsamen Abendtafel wurde eine regelrechte Kneiptafel eröffnet, bei der der Oberlehrer, der uns führte, selbst das Präsidium übernahm. Die Rede, die der Primus hielt, habe ich nach stenographiert, ich fand sie vor kurzem in einem alten Notizbuch. Die Extemporalien, die wir bei diesem Lehrer schrieben, begannen gewöhnlich mit den Worten: Wer ist, der nicht wüsste, dass der und, im Vergleich zu dem usw. usw. Die Rede sei hiermit wieder gegeben:

„Wer ist, der nicht wüsste, dass der Brocken, ein Berg, im Vergleich zu dem es keinen höheren gibt, heute von uns, den Untersekundanern und den gelehrten Obersekundanern erstiegen ist. Wir haben mit unendlicher Mühe und unter großen Strapazen wirklich Großartiges geleistet. Aber, wie nach einer gewonnen Schlacht die Soldaten sich nicht ihres Sieges rühmen können, ohne dabei ihres Feldherrn zu gedenken, so sollen auch wir zu Ihnen, hoch verehrter Herr Oberlehrer, voll Dankbarkeit aufschauen. Sie sind heute vom Katheder, vom Thron der Wissenschaft herab gestiegen und haben sich zu uns sterblichen Menschen gesellt. Sie haben

uns über Berge, durch Täler, durch Wälder und über Klippen bis hierher geführt zu den gefüllten Schüsseln und diesem herrlichen Nektar; und dafür gebührt Ihnen unser bester Dank. Vor allem freuen wir uns darüber, dass Sie den ominösen roten Füllfederhalter nicht mitgebracht haben, mit dem Sie schon manchem von uns Sorge und Ärger bereitet haben. Die Versicherung kann ich Ihnen aber geben und damit werden alle Anwesenden einverstanden sein, dass, wenn es zuweilen einem von uns passiert, dass er im Extemporale einen Fehler macht, was ja hin und wieder vorkommen soll, dass dies nicht aus böser Absicht geschieht, sondern lediglich aus Versehen. Aber wie im gewöhnlichen Leben Unkenntnis des Gesetzes nicht vor Strafe schützt, so erfordert es auch leider Gottes Ihr Beruf, dass Sie auch den kleinsten harmlosesten grammatikalischen oder orthographischen Fehler dick mit roter Tinte anstreichen. Ich möchte ihnen nun im Namen meiner Schulkameraden unseren besten Dank sagen für den heutigen Tag und zugleich den Wusch aussprechen: Möge es Ihnen noch viele Jahre vergönnt sein, Ihre Schüler auf die höchsten Berge Europas zu führen und mögen Sie von übermorgen ab schon in der Lage sein, möglichst wenig rote Tinte zu gebrauchen, dann ersparen Sie Ihren Schülern viel Ärger und sich selbst in jedem Jahre einige Hektoliter rote Tinte.“

Von allen Unterrichtsfächern gefiel mir stets am besten die Turnstunde, die wir leider nur in den oberen Klassen gelegentlich hatten. In Untertertia hatten wir auch Zoologie und Botanik, für die ich schwärmte. Diese Fächer wurden aber nur so nebenbei getrieben; der betreffende Lehrer benutzte diese Stunden meist zum französischen Unterricht. Das Zeichnen machte mir auch viel Spaß. In den oberen Klassen war es frei gestellt am Zeichenunterricht teilzunehmen, wir waren höchstens sechs Mann. Dort wurde dann allerlei geschwätzt. Der Lehrer erzählte unter anderem, dass er seinem Sohn und seinen beiden Pensionären in Quinta einst gesagt hatte, dass derjenige, der das nächste Temporale fehlerlos schreibt, eine Torte erhalten sollte; dazu hätten alle drei ganz unheimlich gearbeitet; und der Erfolg war der, dass einer einen Fehler, der andere zwei und der dritte keinen Fehler hatte. Er bekam die Torte und wollte, wie der Lehrer sagte, sie allein auffressen. Und das Schönste dabei war, als sie die fehlerlose Arbeit durchsahen, fanden sie, dass der betreffende Lehrer drei Fehler übersehen hatte.

Wie ich schon vorher erwähnte, machte mir das Turnen immer sehr viel Spaß und ich benutzte manche freie Stunde, an den Turngeräten herum zu turnen. Als kleiner Quartaner lernte ich schwimmen und schwamm meine halbe Stunde. Als ich nach Hause in die Pension kam und erzählte, was ich geleistet hatte, wurde ich von allen ausgelacht: „Das kriegst du kleines Kerlchen überhaupt nicht fertig!“ Bitte, sagte ich, hier ist der Beweis, und zeigte meine rote Badehose, die man nach dieser Leistung erhielt. Und mein Bruder Hans, der viel kräftiger war als ich, bekam es nicht fertig.

In den Ferien waren wir oft in Sülldorf oder Altenweddingen bei unseren Jugendfreunden. Eine schöne Jugenderinnerung ist die Tanzstunde in den Hundstagsferien in Sülldorf; ein Tanzstundenlehrer wurde aus Magdeburg citiert, der uns beibrachte, wie man das Tanzbein zu schwingen hätte und uns den Contre, der damals Mode war, lehrte.

Im Jahre 1879 gründeten wir unser Kränzchen: Fritz und Ludwig Schäper, Sülldorf; Otto Gödel und Eduard Kärsten, Altenweddingen; Heinrich Schulze, Biere; Rudolf Müller, Langenweddingen und Bruder Hans und ich. Es wurden Beiträge und Strafgehalte gezahlt und später, als wir in alle Welt zerstreut waren, hatte sich das Vereinsvermögen durch Zinsen ganz schön vergrößert, so dass wir im Jahre 1913 ein Festessen veranstalten konnten, an dem wir alle acht noch teilnahmen; wir alle lebten noch.

Mit meiner Versetzung von Obersekunda nach Prima haperte es. Ich hatte stark auf die Versetzung gerechnet. Da verlor ich die Lust am Gymnasium und da ich mich entschlossen hatte, Landwirt zu werden, folgte ich dem Rat meines Vaters und wendete der Schule den Rücken. Mit meinen früheren Schulkameraden bin ich später noch öfter auf den Abiturien Kommensen zusammen gekommen. Interessant war es immer, wenn die früheren Abiturienten stets in Massen erschienen, um für ihre Verbindung Füxe zu keilen, und mit ihren Contrahagen re-

nommierten. Solch ein Kommers endete gewöhnlich mit einer kolossalen Bezechtheit der Jüngeren.

Zum Schluss noch einiges aus der Schulzeit.

Auf einem solchen Kommers sagte der Vorsitzende nach dem üblichen Semesterreiben: Nun Silentium für einen Semesterlosen: Ein älterer Herr sagte: Ich habe zwar kein Semester, aber ich habe drei Feldzüge mit gemacht! Man kann sich die Begeisterung denken, die diese Worte hervorriefen.

Die Schulzeit dauerte damals Winter und Sommer, im Gegensatz zu den anderen Schulen, von 8 - 12 und von 2 - 4 Uhr, außer Mittwochs und Sonnabends Nachmittag.

Großartig waren immer die Sedanfeiern am 2. September. Domschule und Klosterschule, das Realgymnasium und Guerickeschule zogen des Morgens auf den Domplatz auf, in einem großen Karre. Dort wurde eine feierliche Ansprache gehalten und dann ging es mit den Fahnen und Adlern voran durch die festlich geschmückte Stadt nach einem Ausflugsort in der Umgegend.

Bei einem größeren Schulausflug saßen wir mit mehreren Lehrern zusammen in einem Abteil. Als man verschiedene Hochs ausgebracht hatte, sagte ein Lehrer: Nun lasst doch mal den leben, der euch immer die meisten Strafarbeiten aufgibt. Das sind sie, Herr Doktor, rief alles einstimmig, und er bekam sein Hoch. Als wir aber fragten, was das Gegenteil von Hoch wäre, antworteten sie, dass es das nicht gäbe. Es wäre ihm doch wohl fatal gewesen, wenn wir ihm ein „Pereat“ zugerufen hätten. Mit Strafarbeiten war dieser Lehrer, der sonst sehr beliebt war, geradezu großzügig; in Quarta mussten wir öfter ein ganzes Kapitel aus dem Cornelius Nepos auswendig lernen, und wer es nicht konnte, musste es zehnmal abschreiben. So ein Unfug!

Bei einem Schulausflug kamen wir einmal durch Braunschweigsches Land. Als der Zug auf einer Station hielt, machte einer den Vorschlag, dass wir das Lied „Ich bin ein Preuße“ sangen, aber ich war der einzige, der den Text kannte und musste ihn erst den anderen vorsagen.

Ein Lehrer sagte übrigens einmal zu einem Schüler: Wenn Sie nicht versetzt werden, liegt nie die Schuld an Ihnen, sondern stets am Lehrer; womit er wohl zuweilen Recht hatte. Warum betrachtete man als Schüler die Lehrer stets als seine Feinde? Mir hat es später oft Leid getan, dass ich auch auf dem Standpunkt stand und hätte gern allen meinen früheren Lehrern einmal die Hand gedrückt, wenn ich dazu Gelegenheit gehabt hätte.

Zweimal war ich bei Beginn des Semesters verhindert, die Schule zu besuchen, einmal durch Scharlach und einmal durch Armbruch. Ich habe aber dadurch nichts versäumt, denn mein Vater ließ einen Primaner öfter heraus kommen, der mich auf dem Laufenden hielt.

Das Stadterweiterungsterrain, wie es damals genannt wurde, war ein beliebter Spielplatz für uns, die wir dort in der Nähe wohnten. Dort wurde allerlei Unfug getrieben und auch mit jüngeren Mädchen angebandelt. Auf dem Breiten Weg hieß übrigens die eine Seite die Poussierseite, und als einmal zwei Schüler sich etwas verspätet hatten, empfing sie der Lehrer mit den Worten: Spät kommt ihr, doch ihr kommt, der Breite Weg entschuldigt euer Säumen.

Landwirtschaft 1881.

Nun hatte ich mich also entschlossen, Landwirt zu werden, obwohl ich nicht gerade der Kräftigste dazu war, ich war aber schon immer mit diesem Gedanken umgegangen. Leider war ich nicht auf unserem Wirtschaftshof selbst aufgewachsen, und dadurch war mir doch manches fremd geblieben. Ein halbes Jahr blieb ich zu Hause, ich war auf dem Hof und im Kontor beschäftigt, aber auch auf dem Felde. Bei dem schönen Herbstwetter hatte ich wirklich keine Sehnsucht nach der Schulbank, aber das Aufstehen des Morgens um vier Uhr wurde mir doch sehr schwer. Um 5 Uhr begann die Arbeitszeit. Das erste, was man sich als angehender Landwirt anschaffen musste, war eine kurze Pfeife und ein langer Stock, wie es damals Mode war. Und wenn die jungen Landwirte zusammen kamen, wurden zuerst die Ökonomen-Stöcke bewundert. Das Wort Ökonom war damals das Wort für Landwirt. Bis Ostern 1882 war ich zu Hause, dann war die Stelle in Barneberg für mich frei, wo mein Bruder Max auch gewesen war.

Barneberg, ein größeres Dorf zwischen Oschersleben und Schöningen. Mein Chef, Herr Hundertmark hatte ein größeres Besitztum daselbst, auch zugepachteter Acker; der Boden war gut, ähnlich dem der Börde. Der verheiratete Inspektor, der lange Zeit dort gewesen war, ging damals gerade ab. Der Chef hatte zwei Lehrlinge gehabt, von denen der eine nun dort blieb und sich Inspektor nennen ließ, ein kolossaler Schafskopf. Wir hatten aber einen sehr guten Ochsen Hofmeister, mit dem wir zusammen in einem Haus wohnten, und mit dem der Chef alles besprach. Ich musste natürlich alle praktischen Arbeiten mit machen und habe mich vor keiner Arbeit gedrückt. Ich führte das Lohnbuch und das Tagebuch und der Inspektor das Vieh- und Boden-Register oder auch nicht. Es ist mir heute noch ein Rätsel, dass der Chef sich seine Bücher nie vorlegen ließ und nicht dahinter kam, dass sein Inspektor so faul war. Letzterer fragte aber jeden Mittag die beiden Hofmeister aus und wusste dann in der Wirtschaft genau Bescheid.

In Barneberg herrschte noch ein ziemlich patriarchalisches Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Herr Hundertmark sprach mit den Leuten nur platt, nur mit uns und bei Tisch wurde hochdeutsch gesprochen.

In der Umgegend waren viele Kohlenschächte, auch im Dorf waren viel Bergleute, aber Sozialdemokraten gab es damals noch nicht. Und das Wort Bauer war daselbst keine Beleidigung wie in der Börde. Alles duzte sich, die Bauernsöhne und die jungen Handwerker; die Jugend hatte sich in einem Gesangverein zusammen gefunden, der auch verschiedene Konzerte gab.

Die Wiesen, die Herr Hundertmark gepachtet hatte lagen sehr weit entfernt. Zwei Stunden marschierten wir in der Heuzeit bis zu den Wiesen, dann wurde bis Vesper geheut und dann der Rückmarsch angetreten. Auf den Gedanken, uns hinfahren zu lassen, ist der Chef nie gekommen. Der älteste Sohn war auch Domschüler, ich duzte mich mit ihm. In den Hundstagsferien hatte er einen lateinischen Aufsatz zu machen und bat mich um meine Mithilfe. Am letzten Ferientag, einem Sonntag, hatten wir Stiegen aufzustellen; wir setzten uns dann in eine Stiege und ich stellte ihm dann meine lateinischen Kenntnisse zur Verfügung mit dem Erfolg, dass sein Aufsatz der Beste war. Der Lehrer, mein früherer Ordinarius, fragte ihn, wer ihm dabei geholfen hätte; er ahnte nicht, dass ich, gerade nicht sein bester Schüler, noch so etwas leisten konnte, er hatte ja auch keine Ahnung, dass ich in Barneberg hauste.

Die Frau meines Chefs habe ich stets hoch verehrt, leider war sie etwas leidend und ich habe sie in der ersten Zeit gar nicht zu sehen bekommen.

Im Frühjahr war meine Arbeit hinter der Drillmaschine herzulaufen. 40 - 60 Morgen mussten an einem Tag geschafft werden; abends sank man todmüde ins Bett. Im Sommer war ich bei den Kindern als Aufseher beim Rübenverziehen und Hederich rupfen. Wenn es hinaus zum Pflügen ging, setzte man sich auf einen Ochsen und ritt früh morgens ins Feld.

Nach ein und ein halb Jahren war die Lehrzeit beendet und ich kam als Verwalter zu meinem Schwager Emil Dietrich nach Bründel-Plötzkau, einer Domäne in Anhalt, Firma Köhne und Dietrich.

Bründel 1883. Vetter Moritz Köhne wohnte in Plötzkau auf der Fabrik und Dietrichs in Bründel 2 km von Plötzkau entfernt. Bründel war gerade das Gegenteil von Barneberg, dort das alte patriarchalische Verhältnis und hier wenig hiesige Leute und viele polnische Arbeiter. Dort eine ganz andere Behandlung der Leute und hier hieß es: Arbeiten, arbeiten! Es herrschte aber Zucht unter den Leuten, denn der Chef sowohl als auch der Inspektor Langenstrass waren scharf hinterher. Wenn ich morgens nicht schnell mein Frühstück zurecht machte und hinaus ging, waren der Chef und der Inspektor früher draußen. Beide hatten ja auch die Wirtschaft in Plötzkau zu leiten, wo ein älterer Verwalter tätig war. Die Felder lagen rings um das Vorwerk, sie waren berühmt als unkrautfrei und den guten Stand der Früchte. Zur Ruhe kam man wenig. Wenn der Inspektor abends aus Plötzkau zurück kam und ich ihm sagte, dass in den Ställen alles in Ordnung sei, usw., mussten wir doch die alten Funzeln anstecken - elektrisches Licht gab es damals noch nicht - und alle Ställe wurden noch einmal genau revidiert. Des Morgens mussten auch alle Ochsen von den polnischen Jungens geputzt sein; fand der

Inspektor noch etwas Schmutz, musste Strafe bezahlt werden. Fast alle Arbeit wurde in Akkord gemacht; das gab immer eine umständliche Rechnerei, zumal erst kurz vor Toresschluss der Akkordsatz festgestellt wurde. Freitags abends nach Feierabend musste das Lohnbuch gemacht werden, oft fielen mir die Augen dabei vor Müdigkeit zu. Fast der ganze Tag war damit ausgefüllt, dass ich das Lohnbuch, Akkord und Tageslohn sämtlicher Leute notieren musste. Die ganze Woche freute ich mich auf den Sonntag, weil man da einmal ausschlafen konnte.

Als mich einmal ein Jugendfreund besuchte, der auf einem Nachbargut als Verwalter in Stellung war und auch in der Gegend von Barneberg in der Lehre gewesen war, zu meinem Chef sagte: Ich sagte schon zu Willy, dass hier die Leute viel gröber behandelt würden als in anderen Gegenden, sagte der Chef: Hier werden doch die Leute nicht grob behandelt, sagten wir beide bloß „Au“. Mein Kollege in Plötzkau war ein leidenschaftlicher Jäger und er hatte mich auch angesteckt, ich hatte auch einmal das Glück, eine Schnepfe zu schießen und während der Ernte an einem Tage vier Füchse.

Sonntags Abend ging ich mit dem Inspektor häufig nach Plötzkau, wo wir als Mitglieder des Vereins Concordia Gelegenheit hatten, das Tanzbein zu schwingen oder uns mit netten jungen Mädels zu unterhalten.

Eine Betrugsgeschichte, die wir uns geleistet haben, muss ich noch erwähnen. Ein Händler holte zwei Kälber ab, die auf der großen Waage gewogen wurden. Als das zweite Kalb auf der Waage stand und der Händler sich im Waagehaus befand, stellte sich der Ziegenbock von Hanna mit den Vorderbeinen auf die Waage, so dass das Kalb 1 ½ Ztr. wog. Als ich diese Unstimmigkeit verraten wollte, fuhr mich der Inspektor an: Wollen Sie wohl das Maul halten; wenn der Kerl so wenig für die Kälber bezahlt und nicht gemerkt hat, dass die Sache nicht stimmen kann, so lass ihn doch. Bei Tisch fragte der Chef, was die Kälber gewogen hätten; wenn wir nun schlau gewesen wären, hätten wir gesagt, Summe 2,50 Ztr., als er aber vernahm, dass das eine Kalb 1 Ztr. und das andere 1 ½ Ztr. wog sagte er, dass das nicht stimmen konnte, denn sie wären beide egal groß gewesen. Der Inspektor hatte sie ja aber selbst gewogen und da musste er annehmen, dass er sich geirrt hätte, und wir durften ihm ja die Wahrheit nicht verraten, denn er war so ehrlich, dass er den halben Ziegenbock hinterher geschickt hätte.

Wie ich schon vorher erwähnte, wurden die Leute in der ganzen Gegend scharf angefasst, einem größeren Besitzer hatte man in sein Gesangbuch in der Kirche das Wort „Leuteschinder“ hinein geschrieben.

Halle, Herbst 1884

Nachdem das Jahr abgelaufen war, das ich als Verwalter in Bründel zugebracht hatte, sagte mir mein Vater, dass meine Brüder beide ein Jahr beim Militär zugebracht hätten und ich dafür ein Semester studieren dürfte und dann einige Monate auf Reisen gehen könnte, vielleicht nach England. In Halle waren die berühmten Professoren Kühn und Märker, letzterer war in den Familien Reckleben und Dietrich persönlich bekannt. Mein Schwager Emil brachte mich nach Halle, durch ihn lernte ich den stud. med. C. Frick, den Sohn des früheren Pensionsvater, kennen, der mich zum zweiten Abend zur Versammlung des V.D.St. einlud. Es gefiel mir bei diesen Leuten so gut, dass ich mich kurz entschlossen zum Eintritt meldete, denn eine Farbentragende Verbindung kam für mich als Immaturus nicht in Frage, da ich ja auch nur ein Semester dort bleiben wollte. Ich habe es auch nicht bereut, dort eingetreten zu sein, und mit manchem Vereinsbruder habe ich innige Freundschaft geschlossen. Der Wahlspruch der V.D.St.er lautete: Deutschtum zu pflegen auf dem Boden des Christentums. Ich war der einzige Landwirt im Verein, später fanden sich noch mehr ein; die Theologen waren am zahlreichsten vertreten.

Auch mit anderen Landwirten, die ich im Colleg kennen lernte, habe ich viel verkehrt, und habe auch an den Versammlungen des Landwirts Vereins öfter teilgenommen. Die Collegs habe ich immer fleißig besucht und kaum eins geschwänzt. Ganz so viele Vorlesungen, wie

mir beim Antrittsbesuch Vater Kühn riet, habe ich allerdings nicht gehört. Als ich nach einer langen Sitzung im Verein mittags auf der Kneipe erschien zum Essen, fragte mich ein Vereinsbruder, na du bist doch eben erst aufgestanden, sagte ich: Oho, ich war heute Morgen schon vier Stunden in den Collegs. Das nannte er einen großen Stumpfsinn und schickte mich in die Kanne. Als ich mich darüber bei meinem Leibbursch beschwerte, musste ich noch einmal spinnen.

Sonntags Mittag aß ich öfter bei Pastor Förster, sein Vater war in Langenweddingen Superintendent gewesen; auch seine Predigten habe ich öfter gehört. Sonntags Nachmittag machten wir gewöhnlich einen Ausflug in die Umgegend; getrunken wurde ziemlich viel, aber nicht unmäßig. Die meisten Vereinsbrüder hatten ja keinen großen Wechsel, also mussten sie schon solide sein. Jeden Dienstag war offizieller Abend mit irgend einem interessanten Vortrag. Von meinem monatlichen Wechsel hatte ich sogar etwas auf die Sparkasse getragen, was später bei vielen Leuten große Heiterkeit erweckte, dass ein Student Geld auf die Sparkasse brächte. Wir jüngeren Semester mussten in jeder Woche einmal turnen, außerdem hatte ich Reitstunde und nahm am Unterricht in der Buchführung teil, auch am Fechten, also viel freie Zeit zum Bummeln war nicht vorhanden. Als krummer Fuchs war ich zunächst sehr übermütig, wurde aber bald von älteren Semestern geduckt. Unser großer Kommers mit Fahnenweihe und nachfolgendem Frühschoppen mit einer Biermimik, bei der ich auch mitwirkte, hat mich riesig beeindruckt.

Am 1. April fuhren wir zur Feier des 70. Geburtstags des Fürsten Bismarck nach Berlin, eine großartige Feier, bei der Treitschke die Festrede hielt. Natürlich fuhren wir stolz vierter Klasse hin, wie es unter Studenten Sitte war. Unvergesslich bleibt mir, als wir den alten Kaiser am historischen Eckfenster sahen, für uns Patrioten war es einfach überwältigend. Obwohl ich nur ein Semester im Verein gewesen war, wurde ich gegen Schluss recipiert (als Bursche), und durfte später Alter Herr werden. Ich habe auch die Verbindung mit dem V.D.St. weiter aufrecht erhalten.

Das Semester war zu Ende und ich traf Vorbereitungen zu meiner Reise nach England. Zwei Monate, April und Mai war ich noch zu Hause, war in der Wirtschaft tätig und benutzte jede freie Minute, um meine geringen englischen Kenntnisse zu vervollkommen, womit ich mich schon viel in Halle beschäftigt hatte.

England 1885

Mein Vetter Max Köhne hatte sich kurz entschlossen, mich zu begleiten. Wir fuhren über Frankfurt, dann den Rhein mit dem Dampfer bis Köln und durch Belgien bis Ostende. Auf der Rheinfahrt musste ich immer die schönen Studentenlieder vom Vater Rhein vor mich hersummen. Mit unserem bisschen Schulfranzösisch kamen wir durch Belgien bis an das Meer. Thalatta, Thalatta, rief ich entzückt, als ich zum ersten Mal das Meer sah. Wir haben auch gleich am ersten Tag gebadet. Als wir anderen Tags mit dem Dampfer nach England hinüber fuhren, erzählte uns ein Herr: Gestern bei der Kälte haben schon zwei Herren gebadet, das müssen entschieden zwei verrückte Engländer gewesen sein. Und ein anderer meinte, es wäre sehr falsch, dass wir gerade am Sonnabend hinüber führen, denn sonntags wäre in England überhaupt nichts los. Die Bahn brachte uns durch Wiesen und Koppeln direkt nach London.

Mit Vetter Max hatte ich anfangs öfter Differenzen. Bei ihm spielte das Geld keine Rolle; er hatte bei den Husaren das Geld ausgeben gelernt, und ich hatte das Sparen bei meinen Vereinsbrüdern in Halle gelernt, die jeden Groschen erst dreimal umdrehten, bevor sie ihn ausgaben. Ich war mehr für Fußwanderungen und billige Hotels und er war das Gegenteil, er wollte stets zweiter Klasse fahren und die besten Hotels waren ihm gut genug. Mit unserem Englisch kamen wir ganz gut durch. Fast in allen Hotels waren deutsche Kellner. Es gab sehr viele Deutsche in England, namentlich auch unter den Musikanten.

Um in Familien und auf dem Lande aufgenommen zu werden, musste man Empfehlungen haben, die wir uns auch vorher besorgt hatten; von einem großen Viehhändler in Magdeburg

an seinen Kommissionär in einem Vorort vor London, von verschiedenen Professoren in Halle und dem berühmten Max Eyth usw..

Bei unserem ersten Besuch fuhren wir mit der ganzen Familie zu einem Pferderennen; wir saßen auf dem Wagen mit einer Schar junger Mädchen, die sich tot lachen wollten über unser Kauderwelsch. Solch einen ungenierten Verkehr mit jungen Mädchen in England kannte man in Deutschland überhaupt nicht. Dort fand man gar nichts dabei, wenn ein junger Mann eine junge Dame zum Ballspiel und dergleichen abholte, und bei uns in Deutschland wäre man über so etwas empört gewesen.

Mein Vetter fuhr später bald zurück, da er bei der Silberhochzeit seiner Eltern mitwirken wollte.

Ich war einmal auf einem größeren Gut, der Besitzer war verhindert, mich herum zu führen und beauftragte seine junge Tochter damit; so etwas wäre doch bei uns nicht möglich gewesen.

Sonntags herrschte Ruhe in England; es verkehrten nur wenig Züge, die meisten Restaurants waren geschlossen. Und die Kirchen waren immer voll an den Tagen. Das kirchliche Leben war sehr rege, auch in vielen Familien wurde des Morgens Andacht gehalten. Ich wurde oft gefragt: How do you like England? worauf ich immer aufrichtig sagen konnte, dass es mir sehr gut dort gefiele. Überhaupt hatte man den Eindruck, dass die Engländer ein Herrenvolk seien. Nur die Reinlichkeit ließ viel zu wünschen übrig, namentlich in London. Die Engländer rauchten ihre kurzen Pfeifen und spuckten und die Nichtraucher spuckten zur Gesellschaft mit. Wie die Bahnsteige und die Raucherabteile aussahen, kann man sich denken. In einem Variete, in dem viel gewöhnliches Volk verkehrte, stand groß angeschrieben: Das Spucken von der Galerie herab ist verboten. - Sonntags herrschte überall Ruhe; bei einem Ausflug fand ich nach langem Suchen schließlich ein Lokal, in dem ich mich mit einem belegten Butterbrot begnügen wollte, wie es in Deutschland gibt und erhielt ein Stückchen Weisbrot mit etwas Schinken darauf, und das nannte man Sandwich. Im Juli gab es fast überall Erbsen zu Mittag, dazu kaltes Hammelfleisch; der Hammel war aber oft schon lange vorher geschlachtet worden. Auf einem Gut war ich längere Zeit, um den Betrieb auf dem Lande kennen zu lernen, ich wohnte in einer kleinen Stadt und fuhr jeden Morgen mit der Bahn auf das in der Nähe gelegene Gut.

Solch intensiven Betrieb, wie in Deutschland kennt man in England nicht; die einzelnen Felder sind alle mit Hecken umsäumt. Es wird meistens Viehzucht getrieben, Rinder und Schafe. Und jeder, auch der kleine Besitzer, hatte einen Binder, den man bei uns kaum kannte. Die Binder waren ja auch dort billig, und wenn er abgenutzt war, wurde ein neuer angeschafft. Die Leute waren uns also zwanzig Jahre voraus. Auch was die Fahrräder anbelangt.

Die Arbeiter, die in einer größeren Stadt arbeiteten, wohnten auf dem Lande und fuhren jeden Morgen mit dem Rad hin. Wie lange hat das gedauert, bis sich dies bei uns einbürgerte. Die große landwirtschaftliche Ausstellung in Leeds war sehenswert, ich weilte mehrere Tage daseibst und habe Maschinen und Vieh mit großem Interesse besichtigt.

Sonnabends Mittag war gewöhnlich Schluss und das Volk erholte sich bei Ballspielen und dergleichen, was bei uns des Sonntags geschieht. Auf einem Gut waren während der Erbsenernte Irländer beschäftigt, die in Zelten untergebracht waren. Dies erinnerte mich an unsere polnischen Saisonarbeiter.

Ich habe viele größere Städte besucht, war auch in Edinburgh in dem Schloss, wo Maria Stuart gelebt hatte, auch auf der Insel Staffa und in der berühmten Fingalshöhle. Auch in Dublin und Umgegend bin ich gewesen.

London, die Riesenstadt. Von der hohen Kuppel der St. Pauls-Kathedrale konnte man das Ende des Häusermeers nicht sehen, dazu die trübe dicke Luft infolge der englischen Kohlen. Und die Häuser waren alle dunkel gefärbt, wohl durch den berüchtigten Nebel im Herbst. Lebhaft war immer das treiben des Nachmittags im HydePark. Elegante Kutschen und schöne Reitpferde sah man dort. Mein Vetter, der frühere Husar war entsetzt über diese Reiterei.

„Wenn ich doch meine Rosinante hier hätte, würde ich diesen Leuten einmal zeigen, wie man reiten muss“, sagte er. Mit langen Beinkleidern ohne Stege und schlappen Zügeln sah man die Herren ihre Pferde tummeln. Wir waren auch einmal im Militärischen Turnier. Was die Leute dort leisteten, war sehenswert; sie waren natürlich dazu dressiert.

Reklame wurde im großen Maßstab getrieben. Bereits auf der Fahrt nach London fielen uns die immer wiederkehrenden Anpreisungen „Keens Mustard“ und „Colmans Mustard“ auf. Man sah überall keine Wand, die nicht von oben bis unten mit Anpreisungen bedeckt war. Und auf den Strassen sah man die so genannten Sandmichman, sechs Männer die vorne und hinten ein großes Plakat trugen oder mit Riesenschirmen mit irgend einer Anpreisung durch die Strassen marschierten. Und auf den Eisenbahnstationen musste man den Namen der Station mühsam unter den vielen Inschriften suchen.

Droschken waren zweirädrige Cabs, der Kutscher saß hinten drauf. Sie waren aber nicht mit Berliner Droschkengäulen bespannt. Ich fuhr am liebsten mit dem Omnibus, da konnte man von oben herab das Leben und Treiben am besten sehen.

Das Militär mit den hohen Pelzmützen sah imposant aus. Außer Dienst liefen die Leute mit einem Stöckchen ohne Seitengewehr spazieren. Offiziere gingen außer Dienst nur in Civil.

Die Molkerei der Queen war sehenswert, der Stall mit Kacheln ausgelegt usw.. Sonst sah man keine Ställe, das Vieh blieb immer draußen. Auch Scheunen wie in Deutschland sah man nicht, das Getreide wurde kunstvoll in Schober gepackt. - Bier und Tabak fand ich einfach schauerhaft; Zigarren gab es nur für teures Geld, und Zigaretten musste man sich selbst herstellen. In London gab es auch echtes deutsches Bier, das war für mich ein Hochgenuss.

Dass ich ein Deutscher war, sah man mir meistens sofort an. Als ich einmal in einem Frisörladen trat wurde ich gleich deutsch angedredet. Ich fragte, woran man mich als Deutschen erkenne, wurde mir gesagt, an den Stiefeln. Als ich erwiderte, das wären doch englische Stiefeln, sagte der Frisör, ja, nach englischem Muster, aber in Deutschland gemacht.

Vor meiner Rückreise war ich noch längere Zeit in einem deutschen Hotel, wo ich mit vielen Deutschen zusammen war. Wie ich schon erwähnte, waren viele Kellner Deutsche. Als ich einst in Schottland abends am Hafen stand und meine Pfeife rauchte, gesellte sich ein Engländer zu mir und er unterhielt sich mit mir. Schließlich fragte er, in welchem Hotel ich wäre und wie lange ich dort schon servierte.

Die Museen habe ich wohl fast alle besucht, aber leider nicht das Größte, das Britische Museum, wo der Giebel des Parthenon von der Akropolis zu sehen ist. Ich hatte mir diesen Besuch bis zuletzt aufgespart, und da war es einige Tage geschlossen. In einer Stadt in einem Hotel lud mich abends eine Dame zu einer Tasse Thee ein und ich spielte mit ihr „Eucre“, ein Kartenspiel ähnlich unserem 66, das ich sehr schnell kapierte. Die große Landwirtschaftsausstellung, von der bereits berichtete, fand übrigens nicht in Leeds, sondern in Preston statt; ich wohnte während der Ausstellung in Blackpool, einem kleinen Badeort in der Nähe. Dort lernte ich einen Deutschen kennen von der großen Maschinenfabrik in Leeds, der aber Engländer geworden war. Als ich ihn nach dem Grund fragte, warum er nicht mehr Deutscher sei, antwortete er, dass er sehr viel im Ausland und Amerika zu tun hätte und als Engländer besseren Schutz hätte, wie als Deutscher.

Der Sport wurde kolossal getrieben; beim Ballspielen zeigten die Engländer eine wunderbare Geschicklichkeit. Und bei Regatten und ähnlichen Veranstaltungen herrschte stets große Begeisterung, die sich durch Zurufe und Beifallsäußerungen bemerkbar machte.

Als wir nach England kamen, fragte ich, wo sind denn nun eigentlich die richtigen Engländer, die mit den karierten Hosen und grauen Zylindern, wie man sie immer in Deutschland abgebildet sieht, ja, hieß es, die existieren nur in euren Witzblättern. Als eine Engländerin später einmal bei uns zu Besuch war und einen kleinen dicken Herrn sah, sagte sie, das ist der Deutsche, wie wir ihn uns zu Hause immer vorstellen.

Im September rüstete ich mich für die Heimreise. Bei stürmischem Wetter fuhr ich von Hastings nach Rotterdam des Nachts. Ich stand mit einem Reisegefährten lange vorn an der Ree-

ling und wir bewunderten die aufgeregten Wogen, mussten uns aber schnell ducken, wenn einmal eine Woge seitwärts kam und uns überschüttete. In einem großen Schlafraum war es kaum auszuhalten. Alle Leute waren seekrank, aber ich blieb davon verschont. Der kleine Dampfer schwankte aber so, dass man befürchten musste, man würde aus der Koje geschleudert. In Rotterdam kamen wir mit mehrstündiger Verspätung an. Dann ging die Reise nach Amsterdam, wo ich die Verwandten, Recklebens, besuchte, die vor Jahren nach dort ausgewandert waren. Sie hatten uns im Jahre 1880 in Langenweddingen längere Zeit besucht und ich kehrte bei Ihnen als Gast ein.

Ich blieb einige Tage dort und sah mir die Stadt mit den vielen Grachten und den großen Museen und die Umgegend an, besuchte auch die anderen großen Städte Den Haag usw.. Mit den Holländern konnte ich mich mit Plattdeutsch gut verständigen, außerdem sprach ja fast jeder deutsch. Auffallend waren die vielen Kanäle und die zahlreichen Windmühlen. Von Holland reiste ich nach Brüssel, wo ich auch einige Tage blieb und alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm.

Nun wählte ich den kürzesten Weg nach Hause, nämlich über Paris. Ich sagte mir, ich bin einmal unterwegs, warum sollte ich den kleinen Abstecher nicht machen, denn wer weiß, ob ich noch einmal die Gelegenheit haben werde, Paris zu besuchen. Mit meinem bisschen Französisch haperte es aber sehr. Wenn ich mir eine Satz zurecht gelegt hatte, endete er unwillkürlich in Englisch. In Holland gab es übrigens in allen größeren Städte Gaststätten mit gutem deutschen Bier. Auch in Paris konnte man seinen Durst mit einem „Bock“ löschen. Von allen Sehenswürdigkeiten in Paris will nur erwähnen den Arc de Triomph, das Bois de Boulogne, den Invalidendom mit dem Grabmal des Bonaparte und den Place de la Concorde, wo einst die Guillotiene gestanden hatte, mit den Denkmälern der größeren Städte Frankreichs, darunter Strassburg mit dem Trauerflor.

Mein Bruder Hans diente damals in Strassburg bei den Ulanen; er war nicht schlecht erstaunt, als ich ihn nun auf der Heimreise besuchte. Als ich zum ersten Mal wieder deutschen Boden betrat, atmete ich auf, dass ich nun wieder im deutschen Vaterlande war.

Nachdem ich einige Tage in Strassburg mit meinem Bruder zusammen gewesen war, fuhr ich über Basel und München, wo ich namentlich das Hofbräuhaus besuchte und Dresden nach Hause, wo ich nach vierteljähriger Abwesenheit wieder eintraf.

Langenweddingen, die alte Heimat.

Unser langjähriger Inspektor ging im Herbst 85 ab, er heiratete in Borne, mein Bruder Max wirtschaftete in Westeregeln und ich war nun unter Leitung meines Vaters in der Langenweddingen Wirtschaft als erster Beamter tätig. Wir hatten ungefähr 2.600 Morgen unter dem Pflug, der Acker lag aber nicht nur in unserer Flur, sondern auch in den Feldmarken Wanzleben und Altenweddingen, dazu kamen später noch die Marken Ottersleben und Schleibnitz; nach Norden und Süden je 4 km Entfernung. Wir hatten aber zuverlässige Hofmeister und Leute, auf die man sich verlassen konnte. Aber, wenn plötzlich Regen kam, musste man sich fragen, wo in den Feldmarken hat es wohl geregnet und wo müssen Leute und Gespanne umgeschaltet werden.

Zum Betrieb der Zuckerfabrik mussten immer ca. 1.000 Morgen Rüben gebaut werden. Da wir nur 1/3 eigenen Acker besaßen, waren wir auf Pachtacker angewiesen, den wir zum Teil zu teurem Preis pachten mussten, um die Fabrik lebensfähig zu erhalten. Mein Onkel Franz und nachher sein Sohn leitete die Fabrik und mein Vater die Landwirtschaft. Im Jahre 1871 wurde eine Actienfabrik im Dorfe gebaut, infolge dessen wir viel Pachtacker los wurden. Als wir Westeregeln gekauft hatten, erhielt die Fabrik viel Rüben von dort.

Eine Schäferei besaßen wir nicht; in jedem Frühjahr wurden Hammel gekauft, die auf den Stoppeln und im Winter im Stall gemästet wurden. Zum Betrieb der Wirtschaft gehörten 12 Paar Pferde und 180 Ochsen.

Im Jahre 1892 übergab uns Vater die Wirtschaft, Bruder Max erhielt Westeregeln und ich die Wirtschaft in Langenweddingen. Mein Vater war natürlich immer noch tätig, der Unterschied

war nur der, wie mein Bruder Hans sehr richtig bemerkte, früher fragte mein Vater, was machen wir und jetzt sagte er, was macht ihr in der Wirtschaft.

Der Fabrik gegenüber wohnte die unverheiratete Schwester meines Vaters, die wir alle sehr verehrten und die mit großer Liebe an allen Kindern ihrer Brüder hing. Sie war in den letzten Jahren durch Schlaganfall gelähmt; sie starb Weihnachten 1891; ihre letzten Worte, die sie zu ihren Brüdern sagte, waren, grüßt eure Kinder, es waren ja auch meine.

Der Verkehr mit den Verwandten und Bekannten war sehr lebhaft. Unsere Väter, drei Recklebens, Köhne, Dietrich, Ledderbogen und zwei Schäpers hatten ein Whist-Kränzchen, zu dem sie in jeder Woche einmal zusammen kamen. Wir, die Jugend gründeten ein Skat-Kränzchen, das nach Feierabend zu tagen pflegte.

Zahlreiche Hochzeiten konnten wir in unserer Jugend mit feiern. Öfter sagte meine Tischnachbarin bei solcher Gelegenheit, dass es die zweite Hochzeit sei, die sie erlebte, worauf ich erwiderte, dass ich, die Silbernen Hochzeiten mit eingerechnet, ungefähr 20 mit gefeiert hätte. Im Monat November fanden immer die großen Treibjachten statt. Viele Herren stöhnten oft darüber, dass sie bei so vielen Jagden mitwirken müssten; Ach, hieß es, die Jagden, das ginge ja noch, wenn doch die entsetzlichen Diners, die damit verbunden waren, nicht wären. Aber die Jäger nach der Jagd einfach mit einer Tasse Kaffee abzuspeisen, damit wollte keiner den Anfang machen.

Im Jahre 90 machten wir: Fritz, Ludwig, Hans Schäper, Fritz Lüke und ich, eine Harzreise zu Pferde; eine Woche lang waren wir unterwegs. Was wir unterwegs getrunken haben und dass das Geld allmählich zur Neige ging, brauche ich nicht zu erwähnen. Mir standen übrigens zwei Reitpferde zur Verfügung; während der Saatzeit und in der Ernte habe ich oft 11 Stunden täglich im Sattel gesessen, das Reiten war ich also gewohnt. Im Winter hatten wir unseren leeren Schafstall zur Reitbahn eingerichtet, und wir waren oft bis acht junge Leute, zum Teil gediente Kavalleristen, die da richtiges Schulreiten übten.

Ende der achtziger Jahre wurde in allen Dörfern der Reichstreue Volksverein gegründet, zum Kampf gegen die überhand nehmende Sozialdemokratie. Da konnte man sehen, wie leicht die gewöhnlichen Leute zu leiten waren, besser als die so genannten Bauern, die zum Teil reichlich borniert waren. Ich war aus meiner Lehrzeit usw. gewohnt, das Wort Bauer zu gebrauchen, wo es niemand als Beleidigung auffasste. Als ich dieses Wort aber einmal in Langenweddingen brauchte, wollten mich verschiedene einfach steinigen. Überall herrschte übrigens der Hass der „Kleinen“ gegen die „Großen“; das hatte der Bauernbund trefflich verstanden, die Bauern gegen die größeren Besitzer aufzuhetzen, und diese waren froh, wenn sie einen triftigen Grund zu haben glaubten, auf die Großgrundbesitzer böse zu sein. Einer meiner Freunde sagte einmal sehr richtig, unsere Bauern sind so konservativ wie möglich, aber sie wählen liberal, weil sie mit den Großen nicht an demselben Strang ziehen wollen. Die Großgrundbesitzer, die Zuckerfabrikanten, haben wohl auch zum Teil Schuld an diesem unerfreulichen Zustand, weil sie die Kleineren zu sehr über die Achsel ansahen. Dies Verhältnis zwischen groß und klein herrschte überall. Zum Gründen von Zuckerfabriken, Molkereien usw. waren die größeren gut genug, aber sonst wenig beliebt.

Im Mai 1893 habe ich geheiratet. Mein Vater starb im Jahre 1894.

Auflösung des Geschäfts.

Bei den teuren Pachtpreisen und den billigen Preisen für die landwirtschaftlichen Produkte war nichts mehr zu verdienen, wir drei Compagnons, Bruder Max, Vetter Richard und ich, beschlossen daher, die Fabrik eingehen zu lassen und das Geschäft aufzulösen. Wie sich meine Compagnons oder vielmehr deren Schwiegerväter dabei benommen haben, will ich nicht weiter beschreiben. Mein Bruder Max war krank geworden und musste in ein Sanatorium, hatte also weniger Schuld. Mein Vater hatte vor seinem Tode das Unheil für mich kommen gesehen und seinen Bruder Albert in Bahrendorf gebeten, sich meiner anzunehmen. Der hat sich aber überhaupt nicht um mich gekümmert. Da war es der gute Onkel Teubener in Telgte, der sich meiner annahm. Er hat es auch seinem Schwager Albert gehörig gesagt, dass er ei-

gentlich an seiner Stelle für mich hätte eintreten sollen. Onkel Teubener hatte dafür gesorgt, dass andere für mich eintraten, Schäpers, Dietrich, Michels usw. und jeder einen größeren Betrag zeichneten, um den Kampf gegen die reichen Schwiegerväter meiner Compagnons aufzunehmen, der Bahrendorfer hatte aber auf eine telefonische Anfrage, ob er M 100.000 für mich zeichnete, geantwortet: Wenn absolut sicher, ja! Als mein Bruder ernstlich krank wurde und das Schlimmste zu befürchten war, habe ich mich auf den Rat der Mithelfer entschlossen, mich mit einer geringeren Summe zu begnügen. Meine Mutter hat mich dafür mit Zustimmung meiner anderen Geschwister mit einer größeren Summe bedacht. De mortuis nil nisi bene! Ich habe ihnen ja verziehen, aber ich kann nicht umhin, alles dies zu erwähnen. Als Vetter Ernst in Bahrendorf mir sagte, ich sollte mit der geringen Summe zufrieden sein, denn wir wären ja in Langenweddingen schon halb bankrott gewesen, habe ich ihm geantwortet: Und was war denn das Langenweddingen Geschäft wert, als ihr vor zwei Jahren austratet? Als ich damals meinen Vater fragte, ob er mit der Auseinandersetzung in Bahrendorf zufrieden wäre, sagte er, ja, aber sein Bruder Albert hatte ihn bewogen, noch einen Betrag für Tante Emilies Haus heraus zu rücken. Und meine früheren Compagnons standen nun glänzend da.

Unser alter guter Aufseher Rieke hatte mir einmal gesagt: Sie müssen jeden Menschen, mit dem sie zu tun haben, erst mal für einen Schweinehund halten. Da habe ich gelacht und gesagt, dass ich so schlecht nicht von meinen Mitmenschen dächte. Und wie Recht er gehabt hat, das habe ich auch später oft genug erfahren.

Von der Zeit in Langenweddingen möchte ich noch einiges erzählen. Wir waren ca. 30 junge Leute, alles Söhne von größeren Besitzern, zum Teil Kaufleute, Beamte und Studenten. Die meisten hatten gedient, zum Teil als Einjährige, waren also von der europäischen Kultur hinreichend beleckt, dass sie sogar mit französischen Karten Skat spielen konnten, was damals als große Errungenschaft galt. Wir kamen jeden Sonnabend zusammen, erst die Wilden Brüder genannt, dann hatten wir die Vereinigung Gemütlichkeit gegründet; da wurde nach akademischer Art gekneipt, Lieder gesungen, Biermimiken aufgeführt und ulkige Weihnachtskneipen abgehalten - wie bei den Studenten - vor allem aber Patriotismus gepflegt. Es war in dem traurigen Jahr 1888, als unser großer Kaiser starb und sein Sohn Kaiser Friedrich bald folgte. Schwer war es anfangs die ganze Jugend unter einen Hut zu bringen; ein Vers in der Bierzeitung an den Vorsitzenden lautete: Einigkeit willst du hier gründen, Einigkeit findest du hier nie, wohl aber Raubeinigkeit!

Außer dem schönen treffenden Vers: Einigkeit willst du hier gründen, o Freund welch töricht Beginnen, Einigkeit findest du hier nie, wohl aber Raubeinigkeit, ist mir noch im Gedächtnis haften geblieben das Gedicht auf Kaiser Wilhelms Tod, von dem die drei letzten Verse lauteten:

Dir, Kaiser Wilhelm, war es beschieden, die deutschen Heere führtest du zum Sieg; das schöne hohe Ziel war Dir beschieden: Die deutsche Einigkeit nach blutigem Krieg! So schlaf denn wohl in deiner Heldenehren, du guter Kaiser, hehrer Heldengreis; wir aber, Deutschlands Jugend, wollen schwören, in deutscher Treu, zu Kaiser und zum Reich. All' Deutschland ruft zum Himmel flehend aus: Gott schütze unser Hohenzollernhaus!

In dieser Zeit hatten uns die Verwandten Recklebens aus Holland ihren Sohn, 17 Jahre alt, geschickt, der bei uns ein halbes Jahr blieb und sich in Deutschland etwas umsehen sollte, der aber praktisch wenig zu gebrauchen war. Geradezu entsetzt war er über den deutschen Käse, der so stark „rauchte“, wie er sich immer ausdrückte. Die Magen von die Deutsche ist eine Misthaufe, sagte er. In Holland gab es ja keinen duftenden Käse, sondern nur vollständig harten, Durchmesser ca. ½ Meter. Als der kleine Holländer, wie er genannt wurde, wieder heim fuhr konnte er weder reines Deutsch noch seine Heimatsprache rein sprechen, er sprach nur ein Mischmasch aus beiden.

In Langenweddingen hatte man auch eine Feuerwehr gegründet, deren freiwillige Mitglieder aus den jüngeren Besitzersöhnen und Handwerkern bestanden. Es wurde fleißig geübt und der sehnlichste Wunsch aller Mitglieder war, wenn es doch endlich einmal brennen wollte, damit

man sich praktisch betätigen könnte; und als dann bei F.A. Kärsten & Söhne ein Stall brannte, stürzten sich alle Feuerwehrmänner mit Todesverachtung auf das Löschen und verdrängte die anderen Wehren: Das ist unser Feuer - hieß es.

Die Suche nach einem neuen Wirkungskreis begann nun für mich, nachdem man mich in der alten Heimat so schnöde behandelt hatte. Die lieben Verwandten wollten mir anfangs gar kein Kapital auszahlen, sondern mich mit einer Rente abfinden. Auch meine Mutter sollte nichts mehr erhalten. Die alte Frau hat in der Jugend gesponnen, das kann sie im Alter auch wieder, hieß es. Eigentlich unglaublich. Aber in Geldsachen hört die Freundschaft auf, sagte der Schwiegervater meines Bruders! (Friedrich Lücke)

Die Gegend in der Uckermark und Vorpommern lockte mich am meisten. Dort wäre das Land der Zukunft und dort gäbe es keine Nematoden, unter denen der Rübenbau in der Provinz Sachsen so litt. Und die aus der Provinz nach dort gegangen waren, schienen zufrieden zu sein. Es war damals eine schlimme Zeit für die Landwirtschaft unter der Ära Caprivi bei den niedrigen Preisen der landwirtschaftlichen Erzeugnisse.

Meine beiden Kutschpferde hatte ich verkauft und da ich mich von meinen beiden Reitpferden nicht trennen mochte, ritt ich mit meinem treuen Kutscher Georg einfach los nach Baumgarten bei Prenzlau, und besah mir auf dem Wege dorthin einige Güter. Eine gute Pachtung zwischen Pasewalk und Prenzlau hatte ich schon ziemlich fest, als plötzlich der Verpächter, ein adliger Besitzer, seine Zustimmung versagte. Da nun keine Aussicht vorhanden war, vor Winter noch ein Gut zu finden, blieb mir nichts weiter übrig, als meine Pferde zu verkaufen und nach Unseburg zurück zu kehren.

Da ich auf der Fabrik in Langenweddingen nur bis 1. Juli Wohnrecht hatte, hatten wir alle unsere Sachen im Saal meiner Mutter unter gestellt und meine Frau war mit unserem Töchterchen zu ihren Eltern nach Unseburg gezogen, wo unser Junge, Otto, geboren wurde.

Von da aus habe ich dann noch sehr viele Reisen in verschiedene Gegenden unternommen, ohne leider etwas Passendes zu finden.

Wolmirsleben.

Im November 1895 zogen wir nach Wolmirsleben. Ein kleines Häuschen an der Chaussee wurde unser Heim; die für einige Zimmer nötigen Möbel holten wir uns aus dem Haus meiner Mutter. In Wolmirsleben hatten wir regen Verkehr mit Unseburg, auch mit Schäpers in Wolmirsleben, wo wir namentlich Sylvester, auch in den folgenden Jahren, feierten. Eine Engländerin, die dort im Hause war, sorgte dafür, dass unsere englischen Kenntnisse nicht ganz einschließen. Ich habe dort viel landwirtschaftliche Bücher studiert und mein Wunsch war, alle diese Theorie bald in die Praxis umsetzen zu können. Mit dem Rade konnte ich viele Bekannte und Verwandte in der Umgegend besuchen. Zum Frühjahr fuhr ich wieder los auf die Suche nach einer Pachtung oder einem kleineren Gut; ich hatte mein Fahrrad mit genommen, was mir immer gute Dienste leistete. Uckermark, Vorpommern, Lausitz, Mecklenburg usw. wurden von mir besucht, und schließlich landete ich in

Grieben bei Tangerhütte.

Nach einer kurzen Besichtigung hatte ich drei Herren gebeten, mich dahin zu begleiten und sie um ihren Rat gebeten. Der eine sagte gar nichts, der andere zuckte bedenklich die Achseln und der dritte riet dazu. Und ich, des Herumsuchens reichlich müde, griff zu, ohne die Sache noch einmal reiflich zu überlegen. Grieben gehörte dem Herrn von Itzenplitz, der im benachbarten Jerchel wohnte; Pächter war der Leutnant Braune, wie er sich nannte. Und der war froh, dass er einen gefunden hatte, der ihm die Pachtung abnahm, auf der er keine Seide gesponnen hatte. Es war im Juli 1896, als ich die Pachtung übernahm. Der Anfang war wirklich nicht schön. Ich hatte eine ziemlich teure Übernahme und musste mir von meinem Bruder Hans Geld leihen zur Übernahme. Als ich vom Termin der Übergabe nach Wolmirsleben zurück fuhr, fragte mich unterwegs ein Herr: „Wo kommen Sie denn her?“ „Aus Grieben bei Tangerhütte.“ „Das haben Sie doch wohl nicht gepachtet?“ „Doch“. „Oh weh!“ Und zum Überfluss fand ich daheim noch einen anonymen Brief vor: Sie wollen Grieben pachten? Las-

sen Sie um Gottes Willen ihre Hände davon, in einem Vierteljahr sind Sie ihr ganzes Geld los. Das alles war also nicht sehr ermutigend für mich. Und mein Vorgänger war herzlich froh, dass er einen gefunden hatte, der ihm die Pachtung abgenommen hatte.

Dazu kam dann noch während der Ernte sehr ungünstiges Wetter, fortwährender Regen, so dass man auf dem schweren Boden beinahe versank. Grieben hatte zum Teil sehr schweren Boden am Elbdeich gelegen und ganz leichten Boden, im Kiefernwald gelegen, auf dem nur Roggen und Kartoffeln gebaut werden konnten. Einen guten Rat gab mir noch der abgehende Pächter: Hören Sie nicht auf die Herren in der Börde, was dort geht, geht hier nicht. Und ich habe seinen Rat befolgt und habe mehr extensiv gewirtschaftet mit Anbau von Klee und Schwarzbrache mit nachfolgendem Raps, den man in der Börde längst über Bord geworfen hatte. Der Hauptanbau war Weizen mit der dazugehörigen Vorfrucht, Rübensamen, Erbsen, Raps, usw. Im ersten Herbst ließ mich außerdem der Dampfpflug im Stich, und den schweren Boden, der im Herbst gepflügt werden musste, konnte ich erst im Frühjahr umpflügen; das war schon eine halbe Missernte. Dazu kamen die niedrigen Preise für sämtliche Hackfrüchte und das Getreide. In den ersten Jahren habe ich wirklich hart kämpfen müssen, um mich über Wasser zu halten.

Als in dieser bösen Zeit einige von meinen Bekannten, die auch Pachtungen übernommen hatten, nicht mehr weiter konnten, da warteten manche, auch liebe Verwandte, darauf, dass auch ich die Bude zumachen würde und mit dem Stock vom Hofe gehen würde. Ich habe ihnen aber nicht diesen Gefallen getan.

Mit meinem Verpächter stand ich mich anfangs sehr gut. Er war froh, dass er seinen früheren Pächter los war, der ihn öfter geärgert hatte, wo er konnte, namentlich mit unpünktlicher Bezahlung der Pacht. Er hat mich oft gebeten, einen Teil der Pacht schon vorher zu zahlen, da er scheinbar in Geldschwierigkeiten war. Er stand mehrere Male dicht vor der Pleite, wie ich durch die Ritterschaft erfuhr, dann wäre meine Caution auch verloren gewesen.

Später wurde das Verhältnis weniger gut. Die im Walde gelegenen Schläge musste er laut Pachtvertrag wegen des Schwarzwildes eingattern. Das Gatter war aber nirgends in Ordnung, so dass die Wildschweine mir oft großen Schaden verursachten, für den er aber nicht aufkam. Wie ich schon andeutete, waren die ersten Jahre ein harter Kampf um die Existenz meiner Familie.

Den schönen Wohnsitz und den herrlichen Park habe ich in der ersten Zeit gar nicht genossen, dazu waren die Sorgen zu groß und die Arbeit ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Mit der Familie Pastor Flaischlen hatten wir bald Freundschaft geschlossen, namentlich unsere Kinder kamen oft mit den Worten: Mutti, dürfen wir bei Pastors? Er hat sich nachher auch mit seinem Patron, Herrn von Itzenplitz, verkracht, und die beiden legten sich überall Schwierigkeiten in den Weg. Als Mitglied der Kreissynode hatte ich viel Gelegenheit mit anderen Pastoren zusammen zu kommen. Auf der ersten Synode, zu der ich im Gehrock erschienen war, fragte mich ein Pfarrer: Wo kommen Sie denn her? Aus Grieben. Wie lange sind Sie denn schon bei Bruder Flaischlen? Ach, sagte ich, Sie halten mich wohl für einen Kandidaten der Theologie, ich bin ein einfacher Landwirt und bin als Laie Mitglied der Synode. Ich wurde übrigens oft für bedeutend jünger gehalten, als ich war und keineswegs für einen Landwirt, die ja alle viel dicker und kräftiger waren als ich.

Als die ersten schlimmen Jahre vorüber waren, hatten wir erst Genuss von dem schönen Heim. Unsere Kinder, zu denen sich Gerhart gesellt hatte, sind dort aufgewachsen, wie Kinder es nicht schöner haben konnten. Im Park liefen sie immer barfuss herum und im Winter tummelten sie sich auf dem zugefrorenen See. Auch das Baden in der Elbe war für sie eine wahre Lust.

Aus der alten Heimat hatten wir oft Besuch; viele wollten ja sehen, wo wir geblieben waren und ob es uns wirklich so schlecht ging, wie es von vielen geschildert war. Am dritten Pfingsttag 1905 hatten wir eine so genannte Kirmes veranstaltet, die allen Teilnehmern noch lange in Erinnerung blieb.

Wirtschaftlich war ja alles besser geworden. In dem Jahr, als mir über 400 Morgen Weizen, der Raps und ein großer Teil Roggen total erfroren waren, machte ich die beste Ernte, da der schwere Boden durch den starken Frost ganz mürbe geworden war. Ich hatte mir allmählich einen Kuhstall und eine Schafherde angeschafft, zur großen Freude meines Verpächters, da ja durch den Stallung der Acker besser wurde. Für das Feld genügten nur 12 gute Monate; sobald ein Monat einmal zu nass oder zu trocken war, war es verkehrt. Fast in jedem Jahr brachte eine Frucht eine Missernte. Die Zuckerrüben wollten erst gar nicht wachsen, jedenfalls wegen Kalkmangel. Die Rüben wurden mit der Feldbahn vom Felde an die Elbe gefahren und im Kahn verladen.

In dem ersten Jahr kam einmal ein Besitzer aus Tangermünde, der längere Zeit in Bahrendorf landwirtschaftlicher Beamter gewesen war und mich von früher kannte. Er sagte: Wie können Sie denn bloß so ein Ding wie dies hier pachten? Lebt denn der alte Herr in Bahrendorf nicht mehr, dass er Ihnen raten konnte? Ich habe da bitter aufgelacht und mein Teil gedacht.

Unsere Elfy wurde im letzten Jahr in Grieben konfirmiert mit ihren Jugendfreundinnen und Gespielinnen. Leider war Pastor Flaischlen einige Jahre vorher gestorben und sein Nachfolger verstand es nicht, die Kinder richtig zu behandeln, sie mussten unheimlich viel Sprüche usw. lernen und er zögerte nicht, mit dem Stock nachzuhelfen, und nicht zu knapp. Ich hatte ihm gesagt: Herr Pastor, Sie prügeln die Kinder alle aus der Kirche hinaus. So, sagte er, glauben Sie denn, dass sie, wenn ich sie anders behandle, weiter in die Kirche gingen? Jawohl, erwiderte ich, Sie überfüttern die Kinder mit solchen Sachen und dadurch werden sie der Religion und der Kirche entfremdet. Wenn ich an die Konfirmationsstunden in Magdeburg zurückdenke, da war jede Stunde wie eine zu Herzen gehende Predigt; mit meinem Bruder wurde ich in der Katharinen Kirche in Magdeburg durch Pastor Döbblin eingesegnet und ich habe es nachher bedauert, dass ich nicht weiter die Konfirmationsstunden besuchen konnte.

Pastor Flaischlen hatte es sehr nett verstanden, die Konfirmanden mit ihren Eltern am Palmsonntagnachmittag in den Gasthofsaal einzuladen, wo bei Kaffee und Kuchen und allerlei Verlosungen und Unterhaltungen der Tag verbracht wurde, zu den die Kinder vorher bei allen Einwohnern Beiträge gesammelt hatten. Dadurch hatten die Kinder wenigstens keine Gelegenheit, allerhand Dummheiten und Flegeleien zu begehen, zu denen sie oft große Neigung hatten, da sie glaubten, sie wären nun erwachsen und könnten sich alles erlauben.

Am 1. März 1910 lief die Pachtzeit für Grieben ab; ich hatte die Pacht durch Cession von Braune übernommen. Im November 1908 ging ich zum Verpächter und fragte ihn, was weiter werden sollte und wie er sich zur Verlängerung der Pacht stellte. Sein Sohn und der Schwiegersohn, Graf Hagen, waren bei der Verhandlung zugegen. Letzterer führte das Wort und sagte: Natürlich ist mein Schwiegervater bereit, die Pacht zu verlängern, aber nur bei einer höheren Pachtzahlung. Ich packte dann sofort meine Akten zusammen mit den Worten: Wenn Sie auf diesem Standpunkt stehen, ist jede weitere Verhandlung überflüssig. Ich habe nun die beste Zeit meines Lebens hier zugebracht, ich gehe ungern von hier fort. Ich habe hier 13 Jahre gewirtschaftet und weiß, was dieses Gut wert ist. In den ersten Jahren habe ich öfter befürchtet, dass ich mit dem Stock vom Hof gehen müsste und erst in den letzten Jahren war es mir möglich durchzuhalten. Die Verhandlung zog sich sehr in die Länge; unter anderem meinte der Graf, wenn ich auf dem leichten Boden weniger geerntet hätte, müsste ich doch bedenken, dass ich dann auch weniger Arbeit mit dem Dreschen gehabt hätte!

Sie wollten mir dann die Pacht auf 12 Jahre zu einem höheren Preis überlassen, oder zum alten Preis, aber nur auf sechs Jahre, was ich ablehnte mit den Worten: Wenn ich dann doch weggehen soll, dann lieber gleich, um etwas Neues anzufangen, jetzt wo ich mich noch einigermaßen jung fühle.

Bei der Übergabe der Pachtung im März 1910 haben sich die Herren von Itzenplitz nicht gerade schön benommen. Meine Gutmütigkeit, ihnen einen Teil der Zahlung zu schulden, haben sie zum Vorteil für sich ausgenutzt und mir allerlei vorgeworfen, was bei der Taxe nicht reell gewesen wäre. Ich habe dann noch viel Ärger und Scherereien gehabt.

Nun hieß es abermals auf die Suche zu gehen nach einem neuen Wirkungskreis. Nach mancherlei Reisen usw. kam ich auf das

Rittergut Ünglingen.

das Faber erst von Herrn von Bismarck gepachtet und dann gekauft hatte. Als ich einen Bekannten in der Altmark nach diesem Gut fragte, antwortete er mit: So lange ich Herrn Faber kenne, will er schon verkaufen, aber wenn es so weit ist, hakt er zurück. Bei der Besichtigung gefiel es mir und die Nähe von Stendal sagte uns zu, da wir unsere Jungs zur Schule schicken konnten und sie nicht in Pension zu geben brauchten. Am 26. Juli 1909 kaufte ich das Rittergut.

Ünglingen. Aus dem königlich kammerherrlichen Rittergutspächter war nun ein Rittergutsbesitzer geworden. Gerade hier in der Altmark wurde großes Gewicht darauf gelegt, ob man Gutsbesitzer oder Rittergutsbesitzer war, und man konnte letzteren nicht mehr beleidigen, als wenn man ihn nur als Gutsbesitzer titulierte. Sämtliche Rittergutsbesitzer sowie die Bürgermeister der Städte der vier Altmärkischen Kreise waren zugleich Mitglieder des Kommunal-Landtages, der in jedem Jahr einmal in Stendal tagte.

Wenn jemand einen neuen Besitz antrat, mokierte er sich gewöhnlich über das, was sein Vorgänger verkehrt gemacht hatte. Was meinen Vorgänger in Grieben anbelangt, so war er vorher Leutnant, Kaufmann und Landwirt gewesen. Er hatte mir sein letztes Kopiebuch hinterlassen, und da er längere Zeit Kaufmann gewesen war, hatte ich Gelegenheit, durch sein Kopiebuch mir den kaufmännischen Stil anzugewöhnen. Ich bin ihm noch dankbar, dass er mich warnte: Hören Sie nicht auf die Herren in der Börde, denn, was dort geht, ist hier verkehrt. Und mein Vorgänger Faber war mehr Pferdehändler als Landwirt. Er kaufte immer pflastermüde Pferde in Berlin, um sie dann anderen Landwirten zu verkaufen. Ob er dabei viel Geld verdient hat, möchte ich bezweifeln. Was ich hier in Ünglingen nicht vorfand, war Ordnung und Sauberkeit, weder im Feld noch im Kontor und auf dem Hof. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass der Sinn dafür den Menschen angeboren sein muss, er lässt sich schwer anerziehen.

Zugleich mit Ünglingen hatte ich auch die Pacht des Rittergutes Wahrberg, das Herrn von Nordeck gehörte, in Größe von 368 Morgen mit übernommen. Die Pacht war je Morgen Mark 5,-, sie lief bis 1918 und wurde dann bis 1930 verlängert für Mark 15,- je Morgen. Ich bewirtschaftete anfangs ca. 1.600 Morgen Acker ohne Koppeln und Wiesen. Im Wahrburger Felde wurde meist nur Roggen und Kartoffeln gebaut, da es sich um leichteren Boden handelte. Der weite Sandweg zum Wahrburger Feld ließ keine intensive Bewirtschaftung zu. Im Jahre 1920 gab ich von der Pacht 162 Morgen als Siedlung ab.

Es wurden jährlich ca. 100 Morgen als Kartoffelacker an Stendaler und Wahrburger Leute verpachtet; in den Jahren 1917-19 waren es sogar ca. 300 Morgen, dann hörte die Lust zum Pachten plötzlich auf. Die Leute kauften sich die Kartoffeln lieber als dass sie sich die Arbeit mit dem Pflanzen, Hacken und Roden machten. Es gab Leute darunter, die die Kartoffeln pflanzten, sich dann aber nicht um das Hacken usw. kümmerten und beim Roden darüber schimpften, dass sie schlechten Acker und schlechte Saat bekommen hätten.

Die Ernten in Ünglingen waren meist normal, nur im Jahr 1919 machte ich in Zuckerrüben eine Missernte, die Folge einer zu späten Bestellung.

In den Jahren 1910-18 hatte ich auch Futterrübensamen gebaut für Jänsch in Groß Möringen, auf den entfernt liegenden Äckern. Einmal habe ich den Samen erst im Februar einfahren können, da er überhaupt nicht trocken werden wollte; er wurde dann bei starkem Frost gedroschen, der Schnee heraus geklappert und dann künstlich getrocknet.

Die Leute-Verhältnisse waren nicht gut, es wurde meist mit fremden Leuten oder so genannten Gelegenheitsarbeitern gewirtschaftet, das waren solche Leute, die sich vor der Arbeit drückten, wenn sich Gelegenheit dazu bot. Erst im Laufe der Jahre besserten sich diese Verhältnisse mit hiesigen Leuten.

Über die Ernte-Ergebnisse habe ich stets genau Buch geführt, nur nicht in den Jahren 1916-18, denn wenn man die Pferde mit 2 ½ Pfund Hafer durchfüttern musste, versucht man etwas

zu mogeln. In den ersten Jahren gab es noch Walfischmehl, Johannisbrot und andere Ersatz-Futtermittel, womit man sich einigermaßen behelfen konnte.

Zum Rittergut gehörte auch die Ziegelei. Die dazu nötige Tonerde musste mittelst Feldbahn aus dem Wahrburger Feld geholt werden. Die Tonkuhle, aus der die Tonerde geholt wurde, musste immer erst leer gepumpt werden. Später kaufte ich Acker bei der Ziegelei von einem Stendaler Besitzer, um die daselbst befindliche Erde zur Ziegelei zu verwenden. Die Erde war aber zu kalkhaltig; die Mauersteine, die aus dem Ofen kamen, waren wohl gut, sobald sie aber feucht wurden, zerplatzten sie. Der Ziegeleimeister zeigte auch kein großes Interesse für den Betrieb, er sorgte mehr für seinen eigenen Vorteil. Bei Beginn des Weltkrieges ließ ich die Ziegelei eingehen, es war kein Absatz mehr da, außerdem gab es weder Kohlen noch Ziegelei-Arbeiter und der Ofen war auch baufällig geworden. Die Ziegelei wurde dann auf Abbruch verkauft bis auf einige Gebäude, die ich für die Landwirtschaft zurück behielt.

Mit dem Rittergut hatte ich auch den Posten des Gutsvorstehers und Amtsvorstehers (über sechs Dörfer) übernommen. Da ich von Amtsvorstehergeschäften keine Ahnung hatte, musste ich mir einen Amtssekretär halten, der auch als Buchhalter zutun hatte. Ich hatte mehrere junge Leute als solche, denen die Nähe von Stendal mit den vielen Kneipen zum Teil sehr zusagte. Als der Krieg ausbrach, gab es keine mehr. Ich ließ dann einen Herrn aus Magdeburg kommen, der mir stets die jungen Leute besorgt hatte und ließ mich von ihm unterrichten. Da habe ich erst bemerkt, wie wenig ein Amtssekretär zu tun hatte. Als Gutsvorsteher hatte ich für meinen Betrieb mehr Arbeit als Amtsvorsteher von sechs Dörfern. Auch meine Inspektoren hielten sich oft länger als nötig in Stendal auf, wo sie immer Freunde fanden, die gern am Biertisch sitzen.

Blitzschlag. Am 24. Juni 1912 abends schlug der Blitz in die Hofscheune, die vollständig herunter brannte. Es lag nur wenig Stroh darin, aber 16 beladene Heuwagen wurden ein Raub der Flammen. Da es kurz vor der Ernte war, musste der Neubau sofort in Angriff genommen werden. Bald stand ein Teil der Scheune bereits, während es auf der anderen Seite noch etwas glimmte. Einige Nachbarn waren so freundlich, mir zur Ernte Ackerwagen zu leihen, damit ich wenigstens die neue Ernte bergen konnte.

Winterweizen wurde in den ersten Jahren wenig gebaut, da ich mit dem Wahrburger Pachtacker sehr viel leichten Boden mit Roggen bestellen musste, und zum Bestellen mit Weizen war dann keine Zeit vorhanden.

Korbweiden wurden im Jahr 1930 angelegt und im Jahr 1926 Spargelbeete.

Petkuser Saatroggen, erste Absaat, wurde bis zum Weltkrieg sehr viel verkauft und zwar durch den Bund der Landwirte in Berlin. Diesen Verkauf hatte ich von meinem Vorgänger übernommen.

Anfangs war ein Stall mit 40 Arbeitsochsen vorhanden. Bei Ausbruch des Weltkrieges gab es aber keine Ochsenjungen mehr, und die Ochsen waren teurer als Pferde, so dass allmählich mehr Pferde eingestellt wurden. 1925 wurde dann ein Motorpflug angeschafft, der sich aber nicht sehr bewährte und durch einen anderen ersetzt werden musste.

Vieh, zur Produktion von Stalldünger, fand ich nicht vor. Mein Vorgänger war der Ansicht, es wäre richtiger, das Stroh zu verkaufen und dafür Stalldünger aus Berlin zu beziehen. Das Ankaufen von Dünger unterblieb aber oft und es gab immer große Aufregung, wenn eingefahren werden sollte und die Güterabfertigung meldete, dass einige Waggons Mist abgefahren werden mussten. Außer einigen Kühen für den Hausbedarf und einigen Haupt Jungvieh in der Borsteler Koppel war kein Vieh vorhanden. Ich kaufte sofort mehrere Kühe und Jungvieh und nahm Lämmer aus Grieben nach hier, um eine Schäferei einzurichten.

Landwirtschaftslehrlinge wurden auch eingestellt. Schon in Grieben hatte ich mehrere beschäftigt. Als die schwerste Zeit in Grieben vorüber war und man sah, dass die erwartete Pleite nicht eintrat, wurden mir sogar von Bekannten junge Leute ins Haus geschickt, die bei mir die Bewirtschaftung des schweren Bodens erlernen sollten. Und da ich nun einmal als Lehrchef bekannt geworden war, wurde ich auch in Ünglingen genötigt, Lehrlinge einzustellen.

Dass die jüngeren Beamten und die Lehrlinge mitsamt den Erzieherinnen unserer Kinder Leben in die Bude brachten, war wohl selbstverständlich, und wir Alten fühlten uns ja namentlich in Grieben noch einigermaßen jung. Und aus der alten Heimat kam sehr oft Besuch; die alten Bekannten und Verwandten wollten doch sehen, wo wir geblieben waren und wie es uns ging.

Die Größe des Rittergutes war ca. 438 ha, die wahre Größe habe ich nie erfahren können. Das Landratsamt, das Katasteramt, das Finanzamt, das Grundbuchamt und der Landleieferungsverband hatten ihre eigenen Zahlen, die sämtlich verschieden waren. Von den 424 ha waren ca. 1653 Morgen Acker, 141 Morgen Wiesen und Koppeln und 210 Morgen Wald.

Im Laufe der Jahre musste viel Gelände abgegeben werden, wann, an wen und wie viel habe ich in einer besonderen Zusammenstellung vermerkt. Nach dem Weltkrieg und der verfluchten Revolution sollten die Rittergüter ohne Ausnahme Land an kleinere Besitzer abgeben, sowohl an Besitzer im Ort selbst als auch an benachbarte Dörfer. Natürlich sollte auch Ünligen bedeutend verkleinert werden. Den anliegenden Ortschaften wurde aber auf ihre Gesuche um Land abgewinkt, da selbst Kirchenacker sowie Pfarracker zu pachten war. Sie hatten gehofft, mir den besten Acker wegnehmen zu können.

Ich habe dann im März 1921 48 Morgen auf 18 Jahre mit Vorkaufsrecht nach Ablauf der Pachtzeit an Ünglingen abgegeben und im nächsten Jahr gab ich, ohne dazu gezwungen zu sein, noch die restlichen 39 Morgen ab. Von den 48 Morgen Siedlungsland gab ich nach 18 Jahren 15 Morgen an hiesige Besitzer als Eigentum.

Mein Nationale.

Ich, der alles dies gereimte und ungereimte Zeug nieder geschrieben habe, bin am 28. September 1862 in Langenweddingen im alten Wohnhaus in der Langen Strasse geboren, wo auch meine älteren Geschwister das Licht der Welt erblickten. Bruder Hans trat in dem Haus an der Chaussee in dies irdische Leben hinein. Ich erhielt in der Taufe die Vornamen Wilhelm August Gustav. Ich wurde aber nur Willy genannt. Als ich mit meinem Jugendfreund Rudolf Müller, dem Sohn des Pfarrers einmal in dem Kirchenbuch blätterte, ersah ich erst, dass ich nicht Willy sondern Wilhelm hieß. Ich habe daher meinen Namen stets nur W. Reckleben geschrieben.

Meine Hochzeit fand am 16. Mai 1893 statt; Trauung in Unseburg, Hochzeitsfeier in Wolmirsleben in dem Gasthof von H. Richter, wo damals viele Hochzeiten gefeiert wurden.

Meine Kinder:

Elfriede Mathilde Ida wurde geboren am 20. Juli 1894 in Langenweddingen ; die beiden zusätzlichen Namen hatte sie von ihren beiden Großmüttern.

Otto Wilhelm wurde geboren am 31. Juli 1895; beide Namen hat er von seinen beiden Großvätern. Bei seiner Geburt hatten wir kein eigenes Heim, wir wohnten bei meinen Schwiegereltern in Unseburg.

Gerhart Christian David wurde geboren in Grieben unserem neuen Wohnort am 24. September 1899. Seine beiden zusätzlichen Namen hat er von seinem Urgroßvater väterlicherseits.

Meine Geschwister.

Ich habe in meiner Lebensbeschreibung kaum meine Eltern und Geschwister erwähnt, die alle vor mir gestorben sind. Ich will für meine Kinder und Kindeskinde das Versäumte nachholen, damit sie wissen, wo sie gelebt und gewirkt haben. Ich war der Kleinste von uns Geschwistern, selbst mein Bruder Hans, der 1 ¼ Jahr jünger war als ich, war größer und kräftiger als ich. Mir hatte man kein langes Leben prophezeit, und nun musste ich, das 7-Monatskind alle vier Geschwister überleben. Ich habe immer gesagt: Mit den Menschen ist es wie mit den Töpfen; die guten Töpfe gehen entzwei und die alten Pötte, die schon lange einen Sprung haben, halten ewig.

Meine Brüder und Vettern Reckleben haben alle bei den Ulanen und Kürassieren gedient, und ich, der so gern Soldat geworden wäre, wurde für nicht tauglich befunden.

Den ersten Trauerfall in der Familie erlebten wir im Jahr 1888, als zwei blühende Kinder meiner Schwester Mathilde in Kelbra an der Diphtherie starben, im Alter von 3 und 4 Jahren.

Max, mein ältester Bruder, wurde mit Theodor Vorbrod, dem Sohn des Kantors in Langenweddingen, in unserem Hause durch einen Hauslehrer zusammen mit meinen beiden Schwestern unterrichtet. Nachher kam er auf das Gymnasium in Burg und später nach Minden. Als Primaner ging er ab und wurde Landwirt. Nachdem er in verschiedenen Wirtschaften als landwirtschaftlicher Beamter tätig gewesen war, ging er im Jahr 1884 nach Westeregeln, das die Firma Gebr. Reckleben gekauft hatte. Bei der Auflösung der Firma erhielt er Westeregeln als Eigentum. Ich bin damals leider mit ihm auseinander gekommen, da er sich zu sehr von den beiden Schwiegervätern meiner Kompagnons beeinflussen ließ. Nachher haben wir uns wieder versöhnt; er schrieb mir auf einen Brief hin: Deine Zeilen kommen vom Herzen, ich freue mich, dass wir uns wieder als Brüder gefunden haben. Ich habe durch den Krach von 1895 mehr gelitten und leiden müssen, als ihr Geschwister glaubt. Nachher musste er leider wieder in ein Sanatorium gebracht werden, wo er auch gestorben ist.

Elise, meine älteste Schwester, heiratete im Jahr 1879 Emil Dietrich aus Schwaneberg, der mit Moritz Köhne, dem Ehemann von Else Reckleben in Bahrendorf, zusammen die anhaltische Domäne Bründel-Plötzkau gepachtet hatte. Im Jahr 1886 zogen sie von Bründel nach Bleckendorf. Denn Compagnie ist Lomperie. Mein Schwager Emil hatte die ganze Landwirtschaft unter sich gehabt, hatte die meiste Arbeit und gönnte sich überhaupt keine Erholung, während sein Compagnon die Zuckerfabrik und das Geschäftliche leitete. - Im Jahr 1887 ging er nach Hadmersleben, wo er die Braunschweigsche Domäne durch Cession übernommen hatte. Dazu hatte ihn meiner Meinung nach wohl sein Vater überredet, der seine von ihm gegründete Zuckerfabrik in Schwaneberg weiter betreiben wollte und dazu Acker nötig hatte. Im Jahr 1917 wurde die Pachtung Hadmersleben an die Firma Terra-Aschersleben abgegeben, und Dietrichs zogen nach Bleckendorf. Dort ist mein Schwager Emil Dietrich im Jahr 1930 gestorben, nachdem Schwester Elise 1906 in Hadmersleben verschieden war. Beide ruhen auf dem Friedhof in Bleckendorf.

Schwester Mathilde heiratete im Jahr 1882 den Domänenpächter Richard Bethge in Kelbra am Kyffhäuser, das die Firma Schäper und Bethge gepachtet hatten. Max Schäper wohnte in Rossla und leitete die Zuckerfabrik und Richard Bethge die Landwirtschaft in Kelbra. Im Jahr 1890 wurde die Firma aufgelöst, da der Verpächter, Fürst von Stollberg-Rossla, mit der bisherigen Pacht nicht zufrieden war. Richard Bethge zog nach Baumgarten bei Prenzlau, er hatte das Rittergut käuflich erworben. Dort ist er im Jahr 1894 nach langer Krankheit gestorben. Meine Schwester hat dann lange Jahre allein weiter gewirtschaftet, bis ihr zweiter Sohn Hans soweit herangewachsen war, dass er das Gut übernehmen konnte. Sie heiratete im Jahr 1908 Emil Dietrich in zweiter Ehe, nach Bleckendorf. Er starb im Jahr 1930. Im Jahr 1933 wurde Bleckendorf an die Firma Scipio-Bremen verkauft und Schwester Mathilde zog in das Wohnhaus der Zuckerfabrik Bleckendorf. Auf einer Reise nach Baumgarten erkrankte sie und starb am 17.11.1938. Sie hat dort an der Seite ihres ersten Mannes ihrem Wunsch gemäß ihre Ruhestätte gefunden.

Mein jüngerer Bruder Hans hatte das Gymnasium in Magdeburg absolviert, wo er das Examen auf Grund seiner hervorragenden mathematischen Kenntnisse mit Dispens vom mündlichen Examen bestanden hatte. Er sollte Zuckerfabrikant werden; mein Vater hatte gehofft, ihn später bei der Zuckerfabrik Bahrendorf unterbringen zu können. Er war auch einige Winter in verschiedenen Zuckerfabriken tätig. Aber die anderen Compagnons in Bahrendorf legten ihr Veto ein, dass Bruder Hans diese Zuckerfabrik später übernehmen sollte.

Er hat dann wieder weiter Chemie studiert und nach einigen Jahren den Doktor gebaut. Er blieb dann in Leipzig als Assistent an der Universität, wo er auch den Titel Hofrat erhielt. Am 19. März 1920 ist er dort gestorben. Bei dem Tohuwabohu, das damals überall herrschte, fand

er in seinem Zimmer durch eine verirrte Kugel den Tod. In der alten Heimat Langenweddingen haben wir ihn zur letzten Ruhe gebettet.